Abermal ein Beytrag zur Kenntniß und Heilung der Pest.

Aerzten und Wundärzten
bey
der russisch-kaiserlichen Armee
gewidmet
von

D. Johann Martin Minderer,
russisch-kaiserlichen Kollegien-Assessoren und ältesten
Ober-Wund-Aerzte der Armeen.

Riga,
bey Johann Friedrich Hartknoch. 1790.

Die ihr mit mir in einem Fache arbeitet, belehret mich brüderlich, wo ihr findet, daß ich gefehlet habe. Ich werde es eben so machen. Wenn nur das Reich der Wissenschaften vermehrt wird, und ich mir nichts vorwerfen kann, daß ich etwas dabey versäumet habe; so ists mir sehr gleichgültig, was eine Menge lautschreyender Ausruffer, mit der Trummel vor dem Bauche, über mich sagen werden. —

Jung.

Vorrede.

Beym Ausbruche des gegenwärtigen Krieges, rief ich mir alle das Elend ins Gedächtniß zurücke, welches ich bey der Armee, unter unsern siegreichen Truppen gesehen hatte, besonders wie viele und mancherley verheerende Krankheiten die Gesundheit unserer Krieger untergrub, worunter die Pest die Hauptrolle spielete. Zugleich erinnerte ich mich der Verlegenheit, in die wir versetzt waren, eine Seuche, die den ausübenden Aerzten, oder Wundärzten so selten vorkömmt, der man in un-

sern Lehrbüchern so kurz gedenket, mit wenigen Worten überhüpft, und nichts weiter als Vorbeugungsmittel, entgegen setzt, in welcher Verlegenheit, sage ich, wir uns befanden, diese Seuche ausbrechen zu sehen. Ehe wir sie erkannten und uns mit derselben Behandlung bekannt machten, waren schon so viele hunderte durch sie hingerast. Ich dachte also ein Hand- ein Taschenbuch für Wundärzte, worinne diese Krankheit mit ihren Zufällen, Behandlungen und Vorbeugungen in der Kürze geschildert würde, müßte nothwendig und für den Staat von Wichtigkeit seyn. Dahero nahm ich meine gesammleten Papiere zur Hand, spornte mein Gedächtniß an, kettete die Erfahrungen meines Freundes Popows mit den Meinigen zusammen, und verglich

damit, was ein Orcus, Asch, Klint, Samoilowitz, Mertens und Dolst hierüber geschrieben, und das Resultat davon ist gegenwärtiges Büchelchen. Gerne hätte ich mehrere Hülfsquellen genutzt, allein in meiner Lage, entfernt von der gelehrten Welt, konnte ich nichts weiter auftreiben. Auch hindert mich das Nomaden Leben, welches mein Amt mit sich bringet, große Büchersammlungen mitzuführen. Aus diesem Standorte also muß man mich und mein Werkchen beurtheilen. Mein Endzweck ist zu nutzen. Wenn ich mich von den Meinungen der Schriftsteller entfernet, so habe ich keine andere Absicht dabey, als das Wohl der Menschheit. Zu wünschen wäre es, daß die Heilung dieser Krankheit niemalen unsere Aerzte und Wundärzte be-

schäftigen möchte! Da wir aber die traurige Erfahrung haben, daß sie mit jeden Türkenkriege sich entspinnt, so ist es Pflicht, daß auch jeder Patriot — jeder Freund der Menschheit, den Himmel anflehe, damit Catharinens mit starker Hand ausgezogenes Schwerdt, diesen Feind des christlichen Namens gänzlich vertilge, und mit ihm diese fürchterliche Seuche auf ewig von unsern Grenzen entfernet bliebe. Wladimir, den 14ten April 1788.

Historische Uebersicht.

Derer herrschenden Krankheiten bey der russisch-kaiserlichen Armee von 1769 bis 1774 so weit mein Wirkungskreis sich erstrecket.

Unsere Truppen hatten den Feldzug über 1769 sehr vieles durch Märsche und Contramärsche gelitten. Ruhr und Faulfieber hatten große Verheerungen unter ihnen ausgeübet. Nach der Einnahme der Festung Chotin giengen sie nun nach Polen zurück in die Winterquartiere. Der Herbst war damals naß, rauh und regnicht; den übrig gebliebenen Zunder von dem herrschenden Faulfieber brachten sie nach die Winterquartiere mit. Es dauerte unter sie bis Ausgang December. Nach Weynachten stelleten sich Entzün-

dungsfieber ein, aber sie waren nicht allgemein, und hatten ihren Grund in der guten Verpflegung und Ruhe. Den Winter über hatte sich alles erholet. Wir brachen im Anfange des Mays 1770 auf. Unser Sammelplatz war jezt jenseit Chotin in der Moldau. Das beständige Regenwetter machte unsere Lagerstelle, ungeachtet sie hoch genug lag, sehr naß und schmutzig. Da wir einige Wochen an diesen Orte uns verweilten, so zeigten sich aufs neue Entzündungsfieber, die aber, wie wir aufbrachen, und in die Moldau weiter vordrungen, sich verlohren. Im Junii stellete sich das trockene Gallenfieber ein, ganz in der Gestalt, wie es mit Meisterhand und Beobachtungsgeiste Pringle beschrieben hat *). Es ward immer bösartiger je mehr wir uns von dem Pruth-Fluß entferneten, und Mangel an guten Wasser und Lebensmitteln litten. Nach der glücklichen Schlacht bey Kagul, blieb die Armee viele Wochen lang bis im Herbst auf einer Lagerstelle stehen. Hier wirkten nun Ruhe, heftige Sommerhitze, und schnell abwechselnde kalte Nächte, Ueberfluß an Lebensmitteln, besonders das viele Fleischessen, auf unsere Gesundheit, und die Folgen davon waren Ruhr und Faulfieber. Damalen zeigte sich die Pest in Jassy. Wir erhielten von

*) Von den Krankheiten einer Armee.

von dem Herrn General-Staabs-Doktor Baron von Asch, Circularien und Verhaltungsbefehle wegen dieser Krankheit aufmerksam zu seyn. Es hieß auch einige malen, sie wäre schon bey der Armee eingerissen, allein man hatte sich getäuschet, weil wir diese Seuche damalen noch wenig kannten. Im Herbste ward ich von der Hauptarmee mit dem Artillerieregimente, wobey ich als Wundarzt stand, nach dem so genannten Bauerischen Corps, abgeschickt. Dieses Corps observirte den Feind jenseit der Donau, bey Isaktsche. Unser Lager stand hoch. Vor uns hatten wir die Donau, deren Ufer mit hohen Schilf bewachsen war. Auf der einen Seite hatten wir den Salpuch, und auf der andern einen Liman *). Das Corps hatte gleichfalls an den Epidemien, die bey der Hauptarmee graßirten, viel gelitten. Jetzo aber, da der Herbst trocken und wir beständig reine heitere Tage hatten, so erholte sich alles wieder. Endlich fiel im November eine heftige Kälte ein, die uns zwang wegen der spätesten Jahreszeit, Gruben in die Erde zu graben. Das ganze Corps

*) Liman wird in den dortigen Gegenden eine Landsee genannt, die entweder mit dem Meere oder einem Flusse in Verbindung stehet. Man könnte es füglich durch einen Ausfluß übersetzen.

stand in dergleichen Gruben (Zemlenki). Frost, Reif und kalte Nordwinde, trieben unsere Leute zu der Nothwendigkeit, der Wärme halben, sich enge in diesen Löchern zu betten, die Luft mußte also darinn äußerst faul werden. Bald darauf zeigte sich die Pest beym Seliewerstovschen Grenadierbataillon. Sie ward von uns anfänglich für ein Faulfieber gehalten, weil sie aber so schleunig um sich riß, so wurden wir aufmerksam gemacht, und doch konnten wir kaum uns überreden, daß es die Pest sey, weil Beulen und Carbunkeln dabey gar nicht zu sehen waren, wohl aber nach genauem Nachforschen Schmerzen im Subinguine und den Achselhölen. Sie war am 2ten, 3ten höchstens 4ten Tage tödtlich. Die Meisten lagen in einer Vergessenheit, und Beraubung aller Sinnen. Wenige hatten heftiges Fieber und Hirnwuth. Erst nach dem Tode zeigten sich schwarze Flecken. Wahrscheinlich ward sie uns aus Ismail, von woher wir unsere Zufuhr erhielten, überbracht, denn zu gleicher Zeit war die Seuche bey den Schirwanschen und Kievschen Infanterieregimentern, die daselbst zur Besatzung standen, ausgebrochen. Wiewohl man behaupten wollte, daß sie durch einen alten Schaafspelz, den ein Pferdeknecht (Pogontschick) in einem wüsten tatarischen Dorfe gefunden, und der durch Nachlassenschaft der

Kameradschaft zugefallen sey, sich entsponnen hatte. Endlich brachen wir auf und bezogen die Winterquartiere in der Stadt Ismail. Wir brachten die Pest nicht allein dahin mit, wir fanden sie auch unter den daselbst stehenden Regimentern vor. Jetzt ward sie allgemeiner. Bis Weynachten hatten wir beständige neblichte feuchte Herbstwitterung. Mit Anfange des 1771 Jahres fiel aber unvermuthet ein solcher Frost ein, daß so gar die Donau zufrohr. Eine seltene Erscheinung in den dortigen Gegenden. Greise wußten sich eines solchen Winters nicht zu erinnern. Man warf uns scherzweise vor, daß wir vom Eispol, die Kälte mitgebracht hätten. Und trotz des heftigen Frostes und immerwährenden scharfen durchdringenden Nordwindes, tobte die Seuche unter uns bis in die Mitte Februars. Diese Zeit über war das Fieber dabey heftiger. Wir bemerkten mehr die Hirnwuth. Jetzt kamen auch Beulen und Carbunkeln zum Vorschein, und im Februar ward sie schon gutartiger. Zur Steuerung des Uebels wurden die besten Anstalten getroffen. Außer den Nachsuchungen der Unterofficiers mußten die Herrn Officiers täglich die Quartiere durchsuchen, auf Reinlichkeit und gute Ordnung ein wachsames Auge haben, und fanden sie Verdächtige, die ihren Zustand verheelen

wollten,

wollten, so wurden dergleichen Kranke sogleich ins Lazareth abgefertiget. Da die Einwohner meistentheils aus der Stadt geflüchtet waren, so hatten wir Häuser genug, um unsere Kranke geräumig zu verlegen. Die Verdächtigen wurden so lange abgesondert gehalten, bis wahre Kennzeichen der Pest sich zeigten. Die Pestkranke waren wiederum in besondere Wohnungen eingesperret, die mit hinlänglicher Anzahl Zirulnicken und Krankenwärter versehen waren. Diese wurden aber mal auf mal Opfer der Seuche. Die geringste Berührung pflanzete die Krankheit fort. Zur Beerdigung der Todten wurden anfänglich die Regimentsprofoße angesetzet, sie wurden aber alle weggeraft, ungeachtet sie mit Hacken und Kitteln versehen waren, jetzt nahm man Pferdeknechte dazu. Es erfolgte mit ihnen ein Gleiches. Nun wurden unter den Einwohnern Belohnungen ausgesetzet, die Beerdigung zu verrichten. Es boten sich Zigeuner dazu an, und diese so verwegen sie auch damit umgiengen, blieben gesund. Ihr einziges Vorbeugungsmittel bestand im Baden. Sie warfen sich mit ihren Kleidern in den Fluß, und wenn sie glaubten sich genug abgespült zu haben, so zogen sie frische Kleider an, und trockneten jene. Endlich bemerkte man, daß durch das weitläuftige Verlegen der Pestkranken

in der Stadt, das Gift der Ansteckung sich noch mehr verbreitete. So scharf auch darauf gesehen ward, so konnte man der Gemeinschaft mit den Gesunden unmöglich Einhalt thun. Freundschaft, Mitleid, Eigennutz und Raubsucht, würkten stärker, als alle Vorsichtsanstalten. Man mochte predigen — warnen so viel man wollte, man blieb taub. Von nun an wurden die Kranken in aufgeschlagenen Gezelten, außerhalb der Stadt gehalten. Unterdessen wurden Anstalten zur Errichtung eines Pesthospitals gemacht. Der Herr Chirurgus Dmitry Popow ward dabey bestellet. Ein besonderes geschicktes Genie. Zum Arzt gebohren, uneigennützig, unverdrossen. Jederzeit gleich heiter, übte er die Pflicht — diese so schwere Pflicht, Unglücklichen beyzustehen, aus. Er war nicht allein ihr Arzt, er war ihr Vater — ihr Verpfleger. Ganz Mitleid - ganz Gefühl, dachte er auf nichts so sehr, als das Elend seiner Kranken zu erleichtern. Beständig sann er auf neue Rettungsmittel und wenn der Erfolg seinen Versuchen nicht entsprach, so sann er auf andere. Nichts blieb unversucht, wovon man sich nur Hülfe versprechen könnte. Auch das Theerwasser als ein der Fäulniß widerstehendes Mittel, auch dieses mußte herhalten, da alles nichts half. Und auch dieses half nicht. Er war ein Freund von mir,

wir suchten uns auf, um nur Gelegenheit zu haben, von der Natur und Eigenschaft dieser Krankheit uns zu unterhalten, und ich bekenne hiemit öffentlich, daß seine Versuche und Erfahrungen mir den meisten Stoff zu dieser Abhandlung gegeben haben. Von nun an fertigten wir unsere Kranke nach dem Pesthause ab. Ich fand aber noch immer Gelegenheit genug, den Gang, die Erscheinungen und die Zufälle, der Pest zu sehen, weil Kranke von jedem Zeitraum aufstießen, bevor man sie abschickte. Das Kievsche Infanterieregiment litt besonders stark bey dieser Epidemie. Es ward endlich ungeachtet der Kälte und hohen Schnees außerhalb der Stadt in Zelte verlegt, die Leute theils purgiret, theils Ader gelassen, und nun hörete die Seuche unter sie auf. Es ist schwer zu bestimmen, ob diese Vorbeugungsmittel, oder die reine Luft, oder die aufgehobene Gemeinschaft, hier die Ursache des Stillstandes war. Ein Aehnliches befolgten auch die Grenadierbataillons. Sonderbar und schwer zu erklären war es uns, daß die Einwohner von der Epidemie fast unangetastet blieben, und wenn sie auch erkrankten, die Zufälle viel gelinder und weniger tödtlich waren. Oft habe ich mit Verwunderung gesehen, daß 3 bis 4 Soldaten die Pest bekamen, der Wirth aber mit Frau und Kindern befreyet blieben, un-

geachtet

geachtet alle in einer Stube in großer Gemeinschaft lebten. Den Februar und Anfang Merz hatten wir dicke und neblichte Luft, mit abwechselnden kalten Nordwinden. Von der Pest war nun nichts mehr zu hören, statt derselben wüthete der faule Seescorbut. Beynahe die Hälfte unserer Leute lagen an dieser scheußlichen Krankheit danieder. Bey Einigen starben ganze Glieder ab. Andere litten sehr an rheumatischen Schmerzen, die nach langen Herumziehen sich an irgend einen Theil fixirten, und bald Lähmungen, bald kalte Geschwülste, formirten. Bey andern endigte sich der heftigste Schmerz durch den Brand. Noch andere beklagten sich über peinigende Kreuzschmerzen, sie lagen unbeweglich, und das Uebel ward sehr langwierig. Bey allen war der faule Geruch aus dem Munde — faules auch manchmal brandiges Zahnfleisch, zugegen. Bey Einigen nahm die Mundfäule, alles Bemühens ungeachtet, so überhand, daß der Brand die Backen und Kinnladen angriff. Dieses Uebel dauerte bis Ausgang Aprils. Jetzt traten die Frühlings-Wechselfieber ein, sie waren nicht hartnäckig. Wir aber rückten unter der Stadt ins Lager. Die Donau war stark aus ihren Ufern getreten, und richtete große Verwüstungen an. Die Georgien-Insul stand ganz unter Wasser, so, daß des hohen Schilfes ungeachtet

achtet, mit welchen sie bewachsen, zwischen Ismail und Tultsche in einer Entfernung von 7 Werst, dieser Fluß, das Ansehen und die Aehnlichkeit einer See hatte. Das Wasser fiel endlich. Es hinterließ allenthalben Sümpfe und Pfützen, welche durch die brennende Sonnenhitze mephytische Dünste aushauchten. Niemals habe ich mehrere Insekten aller Arten in so großer Menge beysammen gesehen; sie starben nach der Begattung. Ganze Stellen, wo das Wasser auf der Georgien-Insul abgefallen, waren über eine Hand hoch, mit todten Wassernymphen bedecket, die einen eigenen thranichten und unerträglichen Gestank von sich gaben. Unsere siegreichen Waffen, beunruhigten den Feind durch öftere Descenten auf den gegenüber stehenden Ufern. Bey diesen Expeditionen brachten unsere Sieger, mit der Beute, die Pest wieder zu uns, aber in einer ganz andern Gestalt, als wir sie den Herbst und Winter über gesehen, auch war sie nicht so allgemein, sondern nur hier und da einzeln. Da diese Expeditionen den ganzen Sommer fortdauerten bis in den spätesten Herbst, so kam immer neuer Zunder zu dem vorigen zu, doch nahm sie nicht überhand. Sie gesellete sich bald zu dieser, bald zu jener Krankheit. Sonderbar genug, daß unter der Larve von Wechsel- Gallen- oder andern anhal-

anhaltenden Fiebern, manchmal nach 3 bis 5 Tagen, schleunig das Fieber zunahm, und Beulen in den Weichen sich zeigten. Der Kranke ward sehr ofte unter den übrigen ausgehoben, und ins Pesthaus abgefertiget, ohne daß die Ansteckung sich weiter vertheilte. Sie war aber auch nicht jederzeit so gutartig. Das Pestgift welches die Zaporoger-Kosacken durch die Expedition des Herrn Obristlieutenants von Blüchert von der Küste des schwarzen Meeres, mitbrachten, griff schnell um sich. Unsere Anstalten — unsere Vorbeugungsmittel, unsere Curart setzten ihm aber bald Grenzen. Auch die aus Isaktsche mit der Beute zugeschleppte Pest, breitete sich schnell aus. Sie ward aber gleichfalls bald erstickt. Vielleicht konnte sie deswegen nicht Wurzel fassen, weil wir im Lager standen, und der freyen Luft genossen. Vielleicht auch, weil jede Pest im Sommer, wegen der Ausdampfung, nicht mag so bösartig seyn. Diese Pest war mehr gallichter Natur. Das Wetter war diesen Sommer über sehr heiß, mit starken Regengüssen, und Gewitter abwechselnd. Unsere Krieger wurden dadurch sehr abgemattet. Die Luft war fast beständig schwul und von Electricität leer. Kaum hatte sich eine Wolke gegen einer andern oder gegen der Erden entladen, so brannte die Sonne

wieder eben so stark. Daher dann die feuchte Luft nach den Regen, statt uns zu erquicken, uns fast erstickte. Gallenfieber waren zu der Zeit auch gangbar. Mit dem Ende Augusts, gesellete sich die Ruhr und Faulfieber dazu. Unsere Truppen hatten nicht beständig mit dem Feinde zu thun. Durch die reiche Beute waren sie in den Stand gesetzet, sich allerley Bequemlichkeit zu verschaffen. Der Landwein war wohlfeil, Fleisch und Fische hatten sie im Ueberfluß. Ruhe also und Wohlleben, wirkten auf ihre Gesundheit, und nichts ist für einen Krieger, jenseit den Grenzen seines Vaterlandes schädlicher, als diese. Hannibal dient hierinn uns mit seinem siegreichen Heere, zum Beyspiel. — Nach dem glücklichen Ausgange der Expedition unter Badaday, bezogen wir, im November, die Winterquartiere. Dieser Winter war gelinder, mehr feucht, denn kalt, der Nordwind machte ihn nur rauh. Wir hatten diese Zeit über wenig Kranke. Die meisten vorkommenden Krankheiten hatten ihre Ursache in Diätfehlern. Merkwürdig ist es mir doch immer gewesen, daß ungeachtet des Schwelgens, und der Ausschweifung, wir wenig und fast gar keine wahre Entzündungsfieber, beobachtet, ja daß wir sie selten, die ganze Zeit von 5 Jahren in der Moldau, gesehen haben.

Ob die Ursache davon, im Climate, oder in der Lebensart, oder in der damaligen Witterung zu suchen? will und darf ich nicht entscheiden. Schon im Merzmonat 1772 hatten wir das schönste anhaltendste Wetter. Der Boden trieb Gras, und dieser Frühling war für uns in Rücksicht der Frühlings-Wechselfiebern glücklicher, als der vorjährige. Da Waffenstillstand war, so ward die weise Veranstaltung getroffen, daß das Corps zertheilt, in den umliegenden Gegenden der Stadt im Lager stehen sollte. Jedes Regiment suchte sich also einen füglichen Platz dazu aus, und alle Gemeinschaft ward gehoben. Die Luft war trokken, heiß, den ganzen Sommer durch. Schon im May stellten sich die bösartigen Wechselfieber ein, und dauerten bis August, fort. Sie waren mehr remittirender Art, und glichen den Semitertianen oder Hämitritern. Diese hartnäckigen Fieber kosteten uns viele Leute. Selten war der Ausgang glücklich. Sie giengen sehr leicht in anhaltende Fieber über, oder sie hinterließen verhärtete Eingeweide. Oeftere Rückfälle waren nicht selten. Sie waren so allgemein, daß Niemand beynahe verschont blieb. Mit diesem Fieber wechselte gegen Ende Augusts die Ruhr und Faulfieber ab. Beyde Krankheiten aber waren nicht allgemein und weniger bösartig als das

vorige Jahr. In der Mitte dieses Monats zeigte sich die Pest unter den Schiffszimmerleuten und Matrosen, sie verbreitete sich aber nicht weit, war auch nicht sehr tödtlich. Flecken und Carbunkeln fehlten gänzlich. Sie zeichnete sich nur durch Beulen in den Weichen aus, und schien eine besondere Abart zu seyn. Diese Leute standen an den niedrigen feuchten Ufern der Donau, wo unsere Werfte waren in Hütten (Schalaschi). Gemeinschaft hatten wir damals mit den Türken nicht. Sie war gleichfals gallichter Natur. Der Winter war gelinde. Ob nun unsere Leute sich an das Clima gewöhnet, oder ob die Witterung es so mit sich brachte; genug diesen Winter hatten wir wenig Kranke. Mit dem Frühlinge 1773 drangen wir in die Bulgarey, ein. Die Witterung war heiß und trocken. Durch die beständige Märsche schützten sich unsere Krieger für Krankheiten. Vielleicht trug die Gegend auch das ihrige dazu bey. Statt der niedrigen sumpfigten Lage am Ausflusse der Donau, athmeten wir hier reinere Luft. Dieses Land ist nicht so flach als Bessarabien und die Moldau. Es ist bergigt und waldigt. Nach den vielen und glücklichen Siegen, wodurch wir den Feind von den Ufern des schwarzen Meeres bis nach Silistrie, aus dieser ganzen Gegend, verjaget hatten, kehrten wir zu unsern ange=

angewiesenen Standort, nach Ismail, im Ausgang Julii, zurück. In der Mitte Augusts zeigte sich ein bösartiges Gallenfieber und die Ruhr, welche gewiß würde große Verheerungen angerichtet haben, wenn ein baldiger Marsch, nach den angenehmen Gebürgen von Babaday solches nicht gehindert hätte. Diesen Sommer über beobachteten wir keine Pest, ungeachtet wir beständig mit dem Feinde zu thun hatten. Wir nahmen aber auch keine Städte ein, wo der faule Zunder der Seuche eher zu fürchten ist, sondern wir griffen den Feind in seinen Lagerplätzen, an. Vielleicht auch schützte uns die Thätigkeit und die Bewegung, für der Ansteckung. Nun ward das Pesthaus geschlossen, und die wenige chronischen Kranken darinnen entlassen. Die Herbstwitterung war rauh, und wir kamen erst im Novembermonat, von der Unternehmung auf Varna zurück in die Quartiere. Nichts desto weniger hatten die Beschwerlichkeiten dieser Herbstcampagne mehr Einfluß auf die Gesundheit, als die vorigen Jahre. Auch der Winter war für uns nicht so schrecklich, als die vorhergehenden. Der Frühling 1774 war kalt und neblicht. Der Nordwind bließ unaufhörlich. Rheumatisme und Catharre waren sehr im Gange. Wir giengen alle mit Husten über die Donau, und faßten wiederum

Fuß in der Bulgarey. Je tiefer wir in dieses Land eindrangen, je bergigter war die Gegend. Das schöne Quellwasser, die kühlen Eichenwälder, die duftende angenehme Thäler, belebten, unter beständiger Bewegung, unsere Nerven, und ließen uns unsern Standort und eine Gegend vergessen, worinn wir so viel Elend ausgestanden, und die Ovid so dichterisch, und was noch mehr, vor so vielen Jahrhunderten, so passend geschildert.

Nec tibi sunt fontes, tacitis nisi paene salini
Qui potus dubium sistat alatve sitim.
Rara, neque haec felix in apertis eminet arvis
Arbor, et in terra est in altera forma maris.

Epistol. ex ponto L. III epist. I.

Bis unter Czumlo blieb die Witterung trocken und heiß. Bis dahin hatten wir wenige Kranke gehabt. Hier aber entluden sich die Wolken gegen den hohen Gebürgen der Balkanen. Tägliche Gewitter, Regengüsse, und schwüle Hitze, wechselten ab. Wir hielten diesen wichtigen Ort und einzigen Paß durch das Gebürge drey Wochen bloquirt. Unser Lager stand am Fuße des Hämus der Alten, auf einen fetten Ackerboden. Der beständige Regen hatte es so schmutzig und naß gemacht, daß unsere Leute keinen trockenen Platz fanden, sich zu betten. Ein Gallenfieber fieng schon, als eine Folge dieser Ursachen, an, unter uns zu wüten. Allein unerwartet überraschte uns der Friede. Nun wirkten, der schnelle Rückmarsch, — der Wunsch — die Freude, die entferneten Grenzen des Vaterlandes, bald zu sehen, so sehr auf uns, daß wir die Bulgarey, Besbarien und die Moldau, ohne großen Verlust an Krankheiten zurücklegten.

Abhand-

Abhandlung
von
der Pest.

§. 1.

Die Pest ist ein bösartiges Faulfieber, welches sich durch seine schnelle Ausbreitung und geschwind tödtende Eigenschaft, von den übrigen Fiebern dieser Art, auszeichnet.

§. 2.

Die Schriftsteller haben zwar das characteristische dieser Krankheit, in den Pestbeulen (bubo) und Carbunkeln (anthrax) gesetzet; allein diese Zufälle sind nicht jederzeit gegenwärtig. Ja sie fehlen selbst in dem heftigsten Grade der Pest, und statt ihrer zeigen sich Petechen. Wir wissen aus trauriger Erfahrung, wie viel Unheil dem Staate dadurch zugeflossen, daß die Aerzte und

Wundärzte diese Krankheit im Anfange verkannt haben. Die bösartigste, schnell um sich greifende, und geschwind tödtende Pest, ist selten mit diesen auszeichnenden Zufällen begleitet, obgleich bey genauem Nachforschen die Kranken sich über Schmerzen in den Weichen und Achselhölen, beklagen. Daher habe ich lieber bey der Definition dieser Krankheit ihrer nicht gedacht.

§. 3.

Die Erscheinungen in dieser Krankheit sind sehr verschieden. Selten werden eine und dieselbe Zufälle wahrgenommen. So gehet bey einigen ein Schauer, bey andern ein wahrer Fieberfrost vorher; bey andern wechseln Frost und Hitze ab, bey noch andern ist das Frösteln kaum zu merken. Der Kranke schläft unruhig, fährt im Schlaf auf, trinkt stark. Der Geschmack ist eckelhaft — bitter. Der Leib ist bald verstopft, bald zu loß. Einige fühlen bis zum Ausbruch der heftigsten Zufälle wenig, oder aber sie achten bey der Leichtigkeit der Krankheit, die Schwere, und was in ihrem Körper vorgehet, nicht. Meistentheils waren die Trinker der Ansteckung am nächsten, und diese hielten den gelinden Kopfschmerz — das Uebelseyn, für Folgen ihrer Ausschweifung, bis endlich alle Kräfte schwanden und

die

die Krankheit zu einem Grade stieg, wo auch die Kunst nicht vermochte ihnen beyzustehen. Perioden lassen sich schwerlich in dem Laufe der Krankheit bemerken. Nach der Anlage des Körpers und dem Zustande der ersten Wege und der Säfte, ist sie bald bösartiger, bald unschädlicher und mit weniger Gefahr verknüpft. Bey Einigen findet sich der Schmerz unter der Achsel, und in den Weichen (inguen) zu Anfang der Krankheit sogleich ein, und die Beule kömmt erst nach einigen Tagen zum Vorschein. Bey Andern entstehen Schmerzen und Beulen schleunig im Laufe der Krankheit, ohne den Kranken zu erleichtern. Manchmal wirft sich eine Beule auf, und nach einer entstandenen freywilligen Ausleerung verschwindet sie wieder, ohne daß dadurch der Kranke verschlimmert oder gebessert würde. Sehr oft aber zertheilet sich die Beule bey heftigem Fieber und die Folge davon ist: große Gefahr oder der Tod. Bey noch Andern hebet sie sich am dritten, vierten Tage, hier ist sie als eine wahre Krisis anzusehen, die Entzündung gehet in Eiterung über, alle heftige Zufälle, verschwinden mit dem Fieber. Ein wohlthätiger Schweiß pflegte von diesem glücklichen Ausgange ein Vorbote zu seyn. Die Pestbeule entstehet jederzeit zwey querfingerbreit unter der Weiche, sie ist also von der Ve-

nerischen sehr leicht zu unterscheiden, welche in den Drüsen der Weichen selbst ihren Sitz hat.

Was ich von den Beulen gesagt habe, gilt auch von den Carbunkeln. Diese melden sich mit eben so großen stechenden Schmerzen, als die Beulen. Daher man bey Untersuchung eines Pestkranken durch Fragen ausforschen muß, ob er nicht an irgend einem Orte seines Körpers außer den gewöhnlichen Zufällen Schmerzen verspüre? Beantwortet er dieses mit Ja, und siehet man nach, so findet man im Anfange keine Merkmale davon, in der Folge aber entstehet eine kleine Blase, die schleunig zunimmt, und wenn sie zu einer gewissen Größe gekommen ist, so platzt sie auf. Das Fleisch darunter ist jetzt dunkelroth, bald darauf bleyfarbig und zuletzt wird es schwarz. In dieser Gestalt nimmt nun der Fleck, nach dem Grade der Bösartigkeit in seiner Tiefe und seinem Umfange zu, bis in der gutartigen Pest, die Natur durch die Eiterung Grenzen setzet, und das todte Abgestorbene von dem Lebendigen absondert. In der bösartigen Pest kömmt es niemalen so weit, der Kranke stirbt, ehe die Eiterung eintritt. Sie entstehen bald ohne vorhergehende große Fieberanfälle, bald kommen sie in dem Laufe der Krankheit zum Vorschein, bald erleich-

tern

tern sie den Kranken, und bald werden sie tödtlich. Für sie ist kein Theil der Oberfläche des Körpers sicher. Wenn ihr Umfang nicht groß, — der leidende Theil, den sie einnehmen, nicht sehr empfindlich, und das Fieber mäßig ist, so wird durch sie die Gefahr der Krankheit nicht vermehrt. Manchmal sind Beulen und Carbunkeln zusammen; in diesem Falle ist die Gefahr und Tödlichkeit groß.

Geschwollene Ohrendrüsen und Striemen sind mir wenig vorgekommen, auch hat sie der Herr Popow nicht oft gesehen. Meistentheils hatten erstere eine versetzte Krankheitsmaterie zum Grunde, kamen erst spät zum Vorschein, und machten die Krankheit langwierig und der Ausgang war jederzeit mißlich.

Sehr ofte sind so wenig Beulen als Carbunkeln zugegen. Das Fieber ist heftig — mit einer Hirnwuth — bald Schlafsucht — bald Zuckungen begleitet, und tödtet den zweyten, dritten und vierten Tag. Andere liegen in einer gänzlichen Unempfindlichkeit und Erstarrung, die mit dem Tode abwechselt. Bey Einigen entstehen in dem Laufe der Krankheit Petechen, allein ohne die geringste Erleichterung. Bey Einigen

sind

sind sie dunkelroth, bey Einigen bleyfärbig, bey Andern schwarz. Je größer diese sind, desto größer ist die Gefahr. Sehr oft entstehen sie erst nach dem Tode, alsdann geben sie dem Körper, in der Entfernung ein eigenes bleyfarbenes Ansehen, in der Nähe unterscheidet man deutlich, kleine schwarze Flecken. Ich habe angemerkt, daß diese kleine Flecken, für den Krankenwärtern und Todtengräbern, die gefährlichsten waren, auf das geringste Berühren erfolgte die Ansteckung. Gemeiniglich kamen sie bey denen hervor, die an der Hirnwuth gestorben waren, oder auch nach dem heftigsten Fieber. Die Haut ist selten in dieser Krankheit feucht, sondern gelb, rauh und trocken. Sobald sie feucht wird, so ist es ein guter Vorbote der Besserung. Meistentheils überziehet eine klebrichte Feuchtigkeit das Gesicht und macht es glänzend und verstellt.

Ferner sind noch als Zufälle dieser Krankheit zu merken: Der kurze — ängstliche Athemzug. Die Stiche auf der Brust und in den Seiten; das Brennen in den Urinwegen; die Beängstigungen — die Ueblichkeiten — das Erbrechen, das taumlende Wesen, die Ermattung und Erschlaffung aller Theile, die sich hauptsächlich an den Kinnladen zu erkennen giebt, so daß die

Kran-

Kranken mit offenem Munde einhergehen. Der Kopfschmerz, der mit jenem vom Dunst oder nach einem Rausche, viel ähnliches hat; das trübe thränende, bald roth, bald geschwollene Auge; der dicke feurige Hauch aus dem Munde, der auch selbst in der wärmsten Atmosphäre deutlich zu sehen ist. Blutharnen und Blutwasser, das statt des Schweisses aus der Haut tritt, habe ich nur bey Einem, nehmlich dem Herrn Sumaroczky gesehen. Der Herr Popow versicherte mir, es öfterer angemerkt zu haben.

Selten sind diese Erscheinungen zusammen, und manchmal sind sie einzeln höchst trüglich, ofte war bald eines, bald das andere, zugegen, ofte auch mischten sie sich bey andern Krankheiten ein, wo sie nichts desto weniger die Pest ausmachten, wiewohl jede andere Krankheit zur Pestzeit bösartiger ist, wie sonsten. Das Pathognomische, was ich bey Allen unzertrennt gefunden habe, war die weiße, gleichsam mit Kreide überzogene, bebende Zunge; daher uns dieses Zeichen bey Untersuchung der Angesteckten zum Maaßstab diente. Sie ist es aber auch nur im Anfange der Krankheit, denn in der Folge ist die Zunge nach dem Grade der Bösartigkeit, vielen Veränderungen unterworfen. Ofte habe ich sie

bey

bey denen im Sopore liegenden natürlich roth und gar nicht trocken, gefunden, dahingegen war sie bey denen im heftigen Fieber liegenden, bald schwarz, mit zähen Schleim bedeckt, der sich denn auch an die Zähne anhing. Bald waren die Ränder roth, aber trocken, in der Mitte aber ein schwarzgelber Strich. Das Uebel ist manchmal so versteckt, daß auch selbst, wie ich oben gesagt habe, der Kranke es nicht fühlt. Daher Leute auf den Straßen und in ihren Verrichtungen, plötzlich todt niederfallen. Man könnte diese Art die schlagflüßige Pest nennen. Meistentheils leiden dergleichen Unglückliche die heftigsten Zuckungen vor ihrem Tode, und der Körper ist gemeiniglich mit schwarzen Flecken besäet, die erst nach dem Tode ausbrechen.

§. 4.

Aus dem Vorhergehenden erhellet, daß es schwer sey, ein passendes Gemälde im Zusammenhange von dieser dem Menschengeschlechte so fürchterlichen Krankheit, zu machen. Jene Bruchstücke, so einzeln, wie sie dahin geworfen sind, können durch verschiedene Vermischungen und Zusammensetzungen, ein Ganzes hervorbringen, welches wir die Pest im gemeinen Leben nennen.

§. 5.

Woher entstehet denn aber dieses schreckliche und so verheerende Uebel? Eine Frage von Wichtigkeit. Nach Europa wird es gemeiniglich durch Krieg und Handel übergebracht. Schon in den ältesten Jahrbüchern finden wir, daß es in Egypten und Griechenland gewüthet habe. Heut zu Tage ist es in Constantinopel, Syrien und Egypten einheimisch. Die Türken dieser Hauptstadt, beschuldigen die Egyptier, daß sie es mit ihren Waaren einführen. Dies sagt auch Ives von Aleppo: „Die Pest kommt, wie zu Thucidi„des Zeiten noch immer aus Egypten“ *). Hollande, ein neuer und glaubwürdiger Schriftsteller, beweiset das Gegentheil **). Er bringt Thatsachen bey, daß wenn in Constantinopel zu verschiedenen malen diese Seuche sich gezeiget habe man in einer Zeit von zehn Jahren davon in Egypten nichts gewußt. Wem soll man nun glauben? Nach den Berichten des Ritters Ricaut herrschten in der Hälfte des 17ten Jahrhundertes in dieser Hauptstadt keine andere Krankheiten als die Pest und bösartige Fieber ***).

Mein

*) Ed. Ives Reisen nach Indien und Persien.

**) Histoire de la Societé royale de Medicine annés 1777. 1778.

***) Birch's History of the royale Society of London.

Mein Wirth, ein alter ehrwürdiger armenischer Kaufmann hat mich für gewiß versichert, er habe bey seinem öftern Aufenthalte in Constantinopel erfahren, daß die Pest unter den Türken sporadisch sey, daß diese Krankheit nur durch gewisse Umstände epidemisch werde. Ich bin also geneigt zu glauben, daß diese Seuche öfterer und die meiste Zeit ursprünglich, bey einem so großen Zusammenfluß von Fremden, bey so enger Bauart, schlechter Polizey und dergleichen, in Constantinopel entstehe, als daß sie mit Waaren dahin gebracht werden sollte. Vielleicht auch, daß sie auf die nemliche Art in Cairo und Aleppo sich erzeuge. Ich zweifele aber auch nicht an der Möglichkeit, daß sie auch könne mit Waaren eingeführt werden. Leider! davon zeugen traurige Erfahrungen. Möge sie nun herkommen wo sie wolle, genug, sie bricht unter den Türken am mehresten aus und wüthet am meisten und ofte in Constantinopel. Es muß also theils in der Luftbeschaffenheit, theils in der Gegend, theils auch in der Lebensart der Türken so etwas Eigenes seyn, welches diese Krankheit hervorbringt.

§. 6.

Die Alten glaubten steif und feste, daß der Ursprung der Pest aus der Luft käme. Sie ist vergif-

vergiftet, sagten sie. Das glauben wir nicht mehr. Denn würde dieses der Fall seyn, so müßte die Pest durchgängig jedes Individuum, das nur mit Brust und Lunge begabt ist, und Athem ziehet, befallen. Ich glaube aber doch, daß eine gewisse Beschaffenheit der Luft zur Ausbreitung ursprünglicher Krankheiten vieles beytragen könne. Die Pest zeiget sich einzeln alle Jahr im Sommer und Herbst in Constantinopel, sie wird aber nicht alle Jahr epidemisch, so wie Schnupfen und Catharren, bey Leuten die dazu geneigt sind, nach jeder Verkältung entstehen, so machen sie doch nicht Influenzen und epidemische Catharren aus. Hierzu wird eine besondere Luftbeschaffenheit erfordert. Die Luft also kann ein guter Leiter der Ansteckung seyn, wenn sie schwul — naß und von Electricität leer ist. Eine solche Luft ist nach den Beobachtungen geschickter Aerzte unserer Gesundheit nachtheilig. So hat der Herr Weickard mehr Schlagflüsse *) und Auenbrügger die stille Wuth bey feuchter Witterung, bemerket. Ich mag die Krankheiten nicht alle her erzählen, die unsere Schriftsteller aus einer dergleichen Luft herleiten; zudem sagt Hollande, daß Gegenden am Meere der Pest am ehesten

*) Vermischte medicinische Schriften.

chesten unterworfen. Vielleicht gilt auch das von Constantinopel, was Bridone vom Siroco-Winde sagt *). Und findet dieses statt, so haben wir in beyden Fällen, eine feuchte warme Luft. Ferner, eine feuchte Luft hatten wir zur Zeit der Pest in Besarabien, eine solche bemerkte von Mertens in Moskow **), und eine ähnliche mein Schwiegervater, der Apothecker Bunge in Kiew ***).

§. 7.

*) Von der stillen Wuth.

**) „à Napels et en plusieurs endroits d'Italie, le vent „de siroco occasionne souvent de Maladies putrides. „Voyage en Sicile et a Malthe.“

***) Dieser Brief ist zu merkwürdig, daß ich ihn der Länge nach hier nicht mittheilen sollte: „Sie ver„langen von der letzten Pest, etwas zu wissen und wie „hoch das Baro- und Thermometer zu der Zeit ge„standen? Der Sommer 1770 war bey uns nicht sehr „heiß, sondern mehr regenicht. Es webete meh„rentheils der uns niemalen zuträgliche Südwind. „Das Herbstwetter währete lange. Erst um Weyh„nachten stelleten sich Fröste ein, und dann war die „Kälte anhaltend. Das Barometer stand die ganze „Zeit über, sehr niedrig, der Thermometer hob sich „und fiel der feuchten regnichten Luft gemäß, sehr „wenig. Schon im August, da man von der Seuche „nichts wußte, graßirte ein bösartiges Faulfieber. „Peteschen waren dabey nichts seltenes. — Die „Pest ward uns vermuthlich eingeführet, denn da

„des

§. 7.

Doch nicht allein eine nasse, sondern auch eine trockene — von Electricität leere Luft, kann

„des Generals St. seine Leute hieher ankamen, brach „sie aus. Den 1sten September war sie schon rucht„bar und dauerte bis zu Ende des Merzmonats 1771. „Bey der größesten Kälte war sie am heftigsten. „Die dünnere Luft in Petscher hielten Einige für „gesunder, und zogen dorthin. Aber, weit gefehlt. „Wenn wir in Podol, in 24 Stunden 40 Todte „zähleten, so waren deren auf den Bergen 70. Pe„teschen, Beulen und Carbunkeln, waren die Zu„fälle. Einige mit Beulen giengen herum und wur„den ohne Arzeneyen gesund. Die ein heftiges Fie„ber hatten, giengen mehrentheils darauf. — Ich „fürchtete sehr vieles von den Gerbereyen, die, wie „sie wissen, in einem entlegenen Winkel von Podol „zwischen den Bergen, liegen, und wo so wenig „Wind noch frische Luft durchstreichen kann — wo „zu allen Jahrszeiten, der Dunstkreis mit faulenden „thierischen Substanzen, angefüllet ist. Was den„ken Sie? Dieser ganze Theil der Stadt, blieb ver„schont, sie haben nicht einen Todten gehabt. Die „Aerzte und Wundärzte, die bey den Pestlazarethen „angestellet waren, kamen glücklich davon. Ein „Beweiß ihrer Vorsicht, die sie genommen, sich mit „den Kranken nicht so nach einzulassen; die Kranken„wärter aber und die Zyrulnicken, giengen alle auf „den Lauf.“

Ursache von Ruhr und Faulfieber, und folglich auch von der Pest seyn. Denn die Verwandschaft dieser Krankheiten unter sich ist sehr groß. Alle stammen von gleichen faulen Stoff her. Dieses erfuhren wir 1782 in Livland, den Sommer über. Wir hatten immerwährenden Sonnenrauch und Dürre, und die ganze Zeit über, wütheten, bis in spätesten Herbst, die Ruhr und Faulfieber, so wie sie gemeiniglich schwesterlich verbunden sind. Damalen war ich nicht vermögend, auch nicht einen schwachen Funken aus meiner gut eingerichteten Electrisirmaschine hervorzubringen. Ich erinnere mich zu der Zeit irgendwo gelesen zu haben, daß die Witterungsbeobachter, auch mit den besten Electricitätsangeln sich damals vergebens bemühet haben, Spuren davon in der Luft zu finden. Diesemnach bin ich geneigt zu glauben, daß es nicht allein die nasse Luft sey, die uns die Electricität aus unsern Körper saugt. Es kann dieses jede Luftbeschaffenheit thun, wenn sie arm an Electricität ist. Dieses Elementarfeuer ist uns zu unserer Gesundheit, nach meiner Meinung zu nothwendig, ich möchte fast sagen, daß es ein Theil unsers thierischen Lebens ausmache. Doch dies sind Muthmaßungen, die vielleicht unsere Nachkommen erst, durch bestätigte Erfahrungen, als Wahrheiten aufstellen können.

§. 8.

§. 8.

Was die Gegend anbetrift, so nah auch Constantinopel am Meere liegt, und Griechenland mit seiner Gruppe von Inseln in demselben; so niedrig und naß auch Egypten nach der Ueberschwemmung des Nils seyn mag, so glaube ich doch nicht, daß diese Lage für die Einwohner, in Ansehung ihrer Gesundheit, schädlich sey. Das Menschengeschlecht keimt auf, lebt, und pflanzet sich in allen Himmelsstrichen fort. Es kann sich an mephitische Gifte und Ausdünstungen gewöhnen — darinn leben — alt werdeu, wenn es in solchen Gegenden gebohren ist. Ganz anders verhält es sich aber, wenn es in einen fremden Himmelsstrich versetzet wird. Die Geschichte der Colonien aller Welttheile, bestätigen diese Wahrheit. Hierinn liegt auch der Grund zu den Krankheiten und der Sterblichkeit unserer Rekruten. Ich muß dieses noch mit mehrern Thatsachen erweisen. Unsere tapfere, starke, gesunde Kosacken am Flusse des Dons, leben in einer sumpfigten und alle Jahr den Ueberschwemmungen ausgesetzten Gegend. Sie sind wenig Krankheiten unterworfen und behalten ihre Stärke und Munterkeit bis ins späteste Alter. Wehe aber dem Fremden der sich unter sie wagt! Bösartige Wechselfieber, hitzige und Faulfieber untergraben seine

Gesundheit. Eben dieses gilt von Astrachan; und eben dieses findet auch an der Mündung der Donau statt. Eine ungesunde Gegend ist denen daran gewöhnten Einwohnern also nicht so nachtheilig, als denen unter sie ankommenden Fremden. Diese müssen in längerer oder kürzerer Zeit, mehr oder weniger, durch Krankheiten, die in dergleichen Gegend endemisch sind, ihren Tribut bezahlen.

§. 9.

Nun dient Constantinopel zum Zusammenfluß so vieler tausend Fremden, worunter die meisten Kaufleute sind; diese quartieren sich nach Landesgebrauch mit ihren Waaren in engen Kämmerchens derer Chans *) ein, worinn die Luft äußerst

*) Chan oder Haan, werden in der Türkey, öffentliche große Gebäude genannt, unsern Klöstern in der Bauart nicht unähnlich. Es wird mit einem Thore geschlossen, und inwendig auf dem Hofe sind zwey Stockwerke hoch, kleine Zimmer oder Zellen angebracht. Jeder fremde Kaufmann kehret mit seinen Waaren, bey seiner Ankunft in die Stadt, gerade zu einen solchen Chan ein, wählt sich so viele Kämmerchens, als für ihn, für seine Leute und Waaren genug sind, und wohnet hier so lange, bis er seine Produkte an die Einwohner abgesetzt hat. Sehr oft trift es sich, daß durch die Menge ankommender Kauf-

äußerst faul ist. Als Fremde entbehren sie vieler Bedürfnisse, unterhalten sich mit schlechten Nahrungsmitteln, oder aber sie schweifen wider ihre gewohnte Lebensart aus, werden krank — und bekommen eine ursprüngliche Pest, welches bey ihnen das, was bey uns Europäern ein Faulfieber ist. Ist nun die Witterung dazu günstig, so breitet sich diese Krankheit bey der wenigen Vorsicht, und schlechten Polizey, welche die Türken gebrauchen durch die Ansteckung weiter aus. Die Kranken liegen und sterben auf und unter den Waaren, die Einwohner handeln diese Waaren ein, und mit ihnen den Zunder der Pest. Da dieses sich zu Ende des Sommers und im Anfange des Herbstes zuträgt, wenn die egyptische Schiffe eben ankommen, so schließt man gemeiniglich, daß sie die Pest mitgebracht, da dieselbe sich im Gegentheil in den Ringmauern der Stadt, und unter ihren Augen erzeuget. Ihre erste Opfer sind nicht allein Egyptier; auch Anatolier, Syrier und Araber können in dieser Lage Anlaß zu diesem verheerenden Uebel, geben. Ich glaube, daß sie auch auf die nemliche Art in Cairo

Kaufleute, der Raum so enge ist, daß sie mit ihren Waaren die Kämmerchens bis oben an die Decke voll pfropfen, und für sich mit einem engen Winkel vorlieb nehmen.

und andern großen Städten, wo viele Fremde sich aufhalten und großer Handel getrieben wird, entsteht. Endlich gehöret noch zur Bestätigung meiner Meinung, was Rosenstein sagt *) daß die Pest nach Stockholm 1710 durch Flüchtlinge aus Livland, gebracht worden, daß sie in einem Hause in der Vorstadt, wo sie abgetreten waren, ausgebrochen sey, und von da sich weiter verbreitet habe.

§. 10.

Außer der Pest die durch Fremde in Constantinopel entstehet, ist noch ein zweyter Fall möglich. Die Geschichte belehret uns, und wir sehen es aus täglicher Erfahrung, daß Kriegsheere, schrecklichen ansteckenden Krankheiten unterworfen seyn, und dieses um so viel mehr, je weiter sie sich von den Gränzen ihres Vaterlandes entfernen. Daher Ungarn der Deutschen, und Deutschland der Franzosen Kirchhof genannt wird. Auch hier wiederhole ich meinen Satz. Jeder Krieger ist im Felde, als ein Fremder anzusehen. Die Unruhen, denen er ausgesetzet, die veränderte Lebensart, die Ausschweifungen, und dergl. Alles wirkt auf seine Gesundheit. Daraus dann bey europäischen Heeren ursprüngliche bösartige Faulfieber entstehen, die sich durch

die

*) Rede über die Vorbeugungen gegen die Pest.

die Ansteckung verbreiten, und bey den türki- schen — die Pest.

§. 11.

Da aber die Pest viel bösartiger, schnelltöd- tender, und um sich reißender ist, als jedes an- dere Faulfieber, so muß auch das Pestgift viel verfeinerter seyn, als der Keim zu Faulfiebern. Es muß also in der Lebensart der Türken, Sy- rier, Egyptier, so was Eigenes seyn, weswegen diese Seuche vorzüglich unter ihnen sich erzeuget. Vielleicht glückt es mir in ihren Gewohnheiten und Gebräuchen so was aufzuspüren, welches nach physischen Gründen vermögend sey, derglei- chen Erscheinungen zu begünstigen. Die Ge- schichte des griechischen Kaiserthums erwehnet nicht, daß Constantinopel den Verheerungen die- ser Krankheit so oft ausgesetzt gewesen, sie ent- stand erst nach derselben Eroberung, und scheint in den neuern Zeiten öfterer daselbst ihre Wuth ausgeübt zu haben. Die Lebensart und Einrich- tungen der Türken, die so sehr von andern Völ- kerschaften unterschieden, muß also zu ihrer Ent- stehung vieles beytragen. Dieses nun will ich in der Kürze berühren.

§. 12.

Der Türke ist seinem Gesetze nach verbunden, keinen Wein zu trinken. So schädlich der Miß-

brauch desselben bey uns Christen ist, so sehr dient der mäßige Gebrauch desselben der Gesundheit in heißen Gegenden. Es scheint, als wenn die weise Hand der Natur den Weinstock deswegen in wärmere Himmelsstriche verpflanzet hätte, damit das Menschengeschlecht seine Säfte dadurch für Fäulniß schützen könnte. Der Gebrauch des Weins würde ihnen um so nothwendiger seyn, weil sie mehrentheils animalische Speisen in Ueberfluß genießen. Ihre Gerichte sind alle sehr fett zubereitet, und bestehen meistentheils aus Schaaffleisch. Gemüse kennen sie, außer den Reiß, sehr wenige. Ihr Trank ist reines Wasser, das sie in Menge zu sich nehmen. Sie sind starke Esser, und lieben die Ruhe und Müßiggang. Daher sie denn auch so blutreich sind. Dem Mißbrauch der warmen Getränke, ich meyne, den Caffee, sind sie äußerst, ergeben. Wenn der Türk es haben kann, so schlurft er von Morgen bis in die Nacht diesen Trank. Er trinkt ihn stark und ohne alle Beymischung; das empyreumatische Oel desselben muß also um so viel freyer auf seine Nerven wirken. Einige, doch nicht alle, bedienen sich des Mohnsaftes dabey, den sie als Pillen formiret, in Tobacksdosen bey sich tragen, und dann und wann zur Aufheiterung des Gemüths, wie sie sagen, einige verschlingen. Das unaufhörliche

Tobacks-

Tobacksrauchen, muß um so schädlicher seyn, weil der Türk niemalen dabey ausspuckt, sondern den, mit diesem giftigen Pflanzenrauche, beschwängerten Speichel beständig verschlinget, und mit Caffee nachspület. Seine Kleidung ist zu schwer. Sein Kopf ist mit einer schweren dicken Mütze, bedecket, die er niemalen abnimmt, entblößt er ihn, so steigt ein wahrer Dampf empor. Je vornehmer der Türke ist, desto mehrere Pelze trägt er, einen über den andern, und dieses im Sommer sogar. Welcher Unsinn! Selbst der ärmste Türke ist mit einem Gewand bekleidet, welches mehr unserm Hutfilz, denn einem Tuche, gleichet. So warm die Peripherie des Körpers von ihm gehalten wird, so sehr vernachläßiget er seine Füße. Sie sind zu allen Jahreszeiten nur mit leichten ledernen Füßlingen bedecket, worüber er Pantoffeln zieht. Ihre Hemden sind von Baumwolle, die wie ein Schwamm, die Unreinigkeit der Ausdämpfung in sich halten. Ich habe schon gesagt, daß der Türke sehr unthätig sey. Vielleicht ist er es aus Nothwendigkeit, denn bey der geringsten Bewegung seines Körpers, besonders im Sommer, triest er von Schweiß. Man bedenke, welchen Verlust von Blutelectricität — von feinen Säften er dabey ausgesetzt seyn muß! Daher denn auch der Dunstkreis eines

Türken für unsere Nasen so was eigenes an sich hat. Er ist mephitisch. Und wenn nun ihrer viele eng zusammen wohnen, wie muß daselbst die Luft beschaffen seyn? Ihre Zimmer sind niedrig. Der Boden ist mit Lehmen bestrichen, auf diesem sitzen und schlafen sie auf ausgebreiteten Teppichen.

§. 13.

Jetzt komme ich auf ihre Bäder. Da die Reinigung und das Waschen vor jedem Gebete ihnen vorgeschrieben ist, so vernachläßigen sie diese gottesdienstliche Handlung niemalen. Die Einrichtungen dieser Badstuben sind von der Art, daß wenn man eine gesehen, so kennet man sie allenthalben, weil ihre Bauart einerley ist. Manchmal ist es ein rundes, auch wohl achtekkigtes, selten viereckigtes, ziemlich hohes Gebäude, von Quadersteinen, oder Marmor, aufgeführet. Der Ofen ist unter dem Fußboden angebracht, daher man darinnen auf hohen hölzernen Schuhen gehet, um sich die Füße nicht zu verbrennen. In der Mitte ist eine von der Erde, einige Schuh hoch erhabene runde Bank von Steinen. An diesem Orte lassen sie sich alle Theile des Körpers sanft reiben. Rund um an den Wänden, sind Nichen gemacht, zu allerley

Bequem=

Bequemlichkeit. In den Wänden sind keine Fenster, nur in der Kuppel sind in dem Dache einige runde dicke Gläser eingemauert, die ein kaum dämmerndes Licht, inwendig verbreiten. Luftlöcher, oder Oefnungen, findet man nirgends. Und damit ja keine Luft eindringen möchte, so hat man mit großem Fleiß, den Eingang mit doppelten festen Thüren versehen. Von der nassen warmen Luft schon, ist dieses Behältniß unausstehlich, zu geschweigen der unaufhörlichen animalischen Ausdünstungen, von einer so großen Menge Menschen, die eingeschlossen, mal auf mal sich anhäuft und die Luft vergiftet. Der Türke im Gegentheil, kann Stunden lang mit großer Wollust sich darinn aufhalten, sich den ganzen Körper reiben — waschen lassen — den Kopf — Bart und andere Theile rasiren und dergl. und da meistentheils das schöne Geschlecht in allen Weltgegenden gleich gottesfürchtig und gleich eitel ist, so bestehet ihre größeste Beschäftigung in dieser gottesdienstlichen Handlung. Zur Verschönerung ihres Körpers wird dabey nichts versäumt und vergessen. Hier wird das Haar — die Augenbraunen, die Nägel der Hände, gefärbt. Gewisse heimliche Theile werden durch eine ätzende Salbe von Haaren gereiniget. Man wäscht sich mit anstrammenden Mitteln, um die welkende

kende — sinkende Schönheit und Reitze zu erheben, salbet sich mit wohlriechenden Gewässern und Salben, und bringt so in der grössesten Wollust viele Stunden in dieser faulen Luft zu, und schluckt so nicht allein das animalische Gift und den Krankheitsstoff durch die Lunge in sich; sondern giebt auch Zeit dazu, daß es sich durch die feuchte Peripherie des Körpers, in die Säfte sauget.

§. 14.

Und nun ihre Polizey. Die schlechteste die sich nur denken läßt. Ihre Straßen sind in den Städten eng, ungepflastert und mit Unflath aller Arten bedeckt. Nicht selten findet man todte Hunde, die sie nicht allein in Städten, ja so gar in ihren Lägern in großer Menge halten, auf den Gassen faulen. Niemand der Vorübergehenden rümpft über den Gestank, kaum die Nase. Es scheint als wenn die Geruchsnerven der Türken gelähmt wären, oder aber eine ganz andere Spannkraft besäßen als die Unsrigen. So rein der Türk sich in Kleidung hält, und so oft er sich wäscht; so unflätig ist er in Rücksicht der Cloacken. Kaum einen Schritt von seinem Zelte, findet man heimliche Gemächer aufgeschlagen, die aus einem viereckigten dünnen Schirm, bestehen. Es ist darinnen nicht einmal eine Grube gegraben.

Diese

Diese faulende thierische Substanzen fließen manchmal in ihre Zelter. Und da, bey Aufschlagung ihrer Läger, sie sich keiner Ordnung bedienen, und jeder sein Zelt aufschlägt wo er will, so denke man sich, wie eng, unflätig und stinkend es darinnen seyn muß. Außer diesen fanden wir jederzeit, zwischen den Zeltern, die faulende Eingeweide der geschlachteten Thiere, hier und da, hingeworfen. Ja ich habe dergleichen Aas in großer Menge nahe an den Zelten der Befehlshaber faulen gesehen, vermuthlich, weil sie zu ihren Tischen, an Vieh mehreren Aufwand machten. Zwischen durch findet man auch verreckte Pferde, Cameele und Zug- oder Büffelochsen, so wohl in, als nah um ihre Lägerplätze faulen. Dieses ist nun kann lange nicht alles Tadelswehrte in ihrer Lebensart seyn. Ich schreibe ohne Hülfsquellen, und habe blos nur dasjenige berühret, was ich mit meinen Augen gesehen und angemerket habe. Jeder Kunstverständige — jeder Vernünftige der nur die geringste Kenntniß von der thierischen Oeconomie besitzt, wird aus diesen angeführten Gewohnheiten und Diätfehlern, leicht einsehen, daß die Türken, mehrern und bösartigeren Krankheiten in einem so heißen Himmelsstriche ausgesetzet seyn müssen, als andere Völkerschaften.

§. 15.

§. 15.

Und so hätte ich nun, nach aller Wahrscheinlichkeit, eine mögliche Anlage zur Entstehung der Pest in der Beschaffenheit der Luft, in der Gegend und in der Lebensart der Türken, bewiesen, und dabey als Ursachen der Ausbreitung, nur den Handel und Umgang berührt. Es sind noch wichtigere Ursachen der Ansteckung vorhanden. Die Türken glauben im zu engen Verstande die Vorherbestimmung. Kraft dieses ihres Glaubens gebrauchen sie bey Verpflegung ihrer Kranken, und was in meinen Augen noch wichtiger ist, bey Beerdigung ihrer Todten, keine Vorsicht. Hier wird nicht allein der Todte gewaschen, ihm festliche Kleider angethan, man begräbt ihn sogar mit großer Feyerlichkeit, man küßt ihn, betet über ihn und setzet ihn zur Schau aus. Durch diese höchst schädliche Gewohnheiten, wird das Pestgift vielen auf einmal eingeimpfet. Was Wunder, daß dieses Uebel so schnell um sich greift!

§. 16.

Ich will das oben erzählte noch einmal kurz fassen, und in dieser für dem Staate so wichtige Materie, mein Glaubensbekenntniß ablegen. Ich glaube, daß bey einem nassen Sommer, wenn die Luft von Electricität leer ist, die Einwohner

Con-

Constantinopels, Griechenlands, Syriens und Egyptens, vermöge ihrer Lebensart, die Anlage zu einer Pest in ihren Körper tragen. Ich glaube, daß wenn nun Fremde, wie nach Constantinopel die Egyptier, nach einer beschwerlichen Seereise ankommen, sich eng einquartiren und krank werden, so glaube ich, daß sie die ursprüngliche Pest bekommen, und daß diese Krankheit sich alsdann unter den Einwohnern, die keiner Vorsichtsregeln sich bedienen, ausbreite. Ich glaube auch, daß jeder Türke, nach seiner Lebensart, dieser Krankheit unterworfen sey, so bald er ausser seiner Gewohnheit, sich in eine andere entlegene, besonders feuchte Gegend, begiebt, wo die Zusammenkunft vieler Ursachen, diese Krankheit in ihm hervorbringen kann. Ferner glaube ich, daß bey einem türkischen Kriegsheere, das meistentheils aus Kriegern der entlegensten Provinzen Asiens, zusammengesetzt ist, — aus allerley zusammengeraftes Gesindel, ohne Mannszucht, ohne Ordnung, bestehet, eine ursprüngliche Pest sich erzeugen, und durch die wenige Vorsicht, schlechte Polizey und Aufsicht der Vorgesetzten, sich ausbreiten könne. Ich glaube endlich, daß die Pest nach Beschaffenheit der Luft, Lage der Gegend, Lebensart der Einwohner und Zusammenfluß vieler Ursachen, alsdenn in ihrem

Gange, bald bösartiger, bald gutartiger seyn könne, bis sich bey Durchwanderung so vieler thierischer Körper, Veränderung der Jahreszeit und gehörigen Vorbeugungsmitteln und Vorsichtsregeln ihr Gift vermildert und endlich völlig aufhört.

§. 17.

Die richtige Erkenntniß dieser Krankheit bey ihrer Entstehung ist für den Staat von großer Wichtigkeit. Denn sobald die Pest sich zeiget, so muß alle Gemeinschaft und Gewerbe, mit nahgelegenen Provinzen gehoben werden. Der Staat leidet — der Handel leidet — jedes Individuum leidet dadurch an seinen Einkünften. Alles geräth in Verwirrung. Und wenn die Obrigkeit nicht bey Zeiten gehörige Maaßregeln nimmt; so reißen große Unordnungen ein. Alles kömmt hier auf den Ausspruch des Arztes oder Wundarztes an. Seine Pflicht ist es, bey der Erscheinung des Uebels nicht zu schweigen, sondern sobald er die Pest erkannt, gehörigen Ortes zu melden. Allein wie schwer hält es, was Entscheidendes und Bestimmtes von einer Seuche zu sagen, die wie ein Chamäleon sich in so vielen Gestalten zeigt! Ich erinnere mich, wie wankend — ungeachtet wir Circularien und Verhaltungsbefehle erhalten hatten, worinnen uns die Kenn-

zeichen der Pest vorgeschrieben waren — wie wankend ich war, einen Ausspruch zu thun. Gemeinschaftlich mitdem HerrnChirurgo Seidlitz und Subchirurgo Krug, der hernach ein trauriges Opfer dieser Krankheit ward, sahe ich die ersten Pestkranken. Eine ganze Corporalschaft war plötzlich erkrankt, noch aber war keiner davon gestorben, sie waren nur erst befallen. Weil ihrer viele auf einmal krank geworden, so fiel der Verdacht auf die Pest. Nach langen Debatten endlich, endigte sich unsere Berathschlagung damit, daß es ein Faulfieber sey. Es sind ja keine Pestbeulen und Carbunkeln da, diese characteristische Kennzeichen, wie kann es die Pest seyn? und so giengen wir auseinander; wir hatten uns kaum entfernet, als wir die Nachricht erhielten: Einige davon wären schon gestorben, und man hätte noch mehr dergleichen Kranke, ins Lazareth, gebracht. Wir kehrten um, untersuchten die Todte, und fanden kleine schwarze Flecke, die den ganzen Körper bedeckten. Und doch konnten wir uns kaum überreden, daß es die Pest sey. Da aber die Krankheit um sich riß, und fast allgemein ward, so giengen uns die Augen auf. Ich bekenne offenherzig meine Fehler, und wünsche, daß ein anderer daraus den Nutzen ziehen möchte, bey dergleichen Vorfällen alle Vorsicht zu gebrauchen.

kann man mirs, nach einen solchen Zufall verargen, daß ich bey der Definition dieser Krankheit, diese characteristische Kennzeichen nicht berühret habe? Ich habe es mit vieler Ueberlegung gethan, damit andere in dergleichen Lage, besser ihre Maaßregeln nehmen können. Daher ich denn auch, so weitläuftig ich in Erzählung der Erscheinungen gewesen bin, Niemanden anrathen kann, noch darf, bey Bestimmung der Pest sich genau darnach zu richten. Jede Epidemie hat was eigenes, kann was eigenes haben, und das Gift der Ansteckung kann verschieden seyn, und also auch verschiedene Zufälle erzeugen. Das Gift wirkt ohnedem in allen Körpern nicht gleich. Bey jenen wüthet es mit Heftigkeit, und bey diesen bringet es eine gutartige Pest hervor. Ist der Arzt oder der Wundarzt so glücklich, daß ihm ein Pestkranker zuerst mit Beulen aufstößt, so kann er sich rathen; ist aber das soporöse Fieber da, so kann er sich leicht irren. Der Kranke liegt in seiner Unbesinnlichkeit, und weiß von seinem Zustande nichts zu sagen. Alle Erscheinungen kommen ziemlich mit dem bösartigen Faulfieber oder so genannten Lazarethfieber überein. Noch leichter kann er sich irren, wenn ein Kranker mit der Hirnwuth zu ihm gebracht wird. Die Wuth — das wilde Auge — der schnelle Athemzug —

alles überzeuget ihn von der Gegenwart eines Entzündungsfiebers. Hier bleibet alles bis zum Tode unentschieden, und nun erst kann die kurze Dauer der Krankheit, ihm verdächtig werden, bis die Flecken ihn überführen, daß es die Pest sey. Selbst die Carbunkeln sind bey ihrer Entstehung, so unbedeutend, daß es schwer hält, sie zu erkennen. Wer wird sich wohl die Mühe nehmen, den ganzen Körper eines Kranken zu übersehen? Dieses unternimmt man erst denn, wenn man schon Verdacht hat, und Verdacht hat man im Anfange der Pest noch nicht. Das sicherste Kennzeichen der Pest bleibt also einzig und allein die schnell tödtende und schnell um sich greifende Eigenschaft, wodurch man aufmerksam gemacht wird, und alsdenn, so wohl die vorkommenden Kranken, als schleunig Verstorbenen genau untersucht, und wenn man denn, bey Zusammenkunft vieler und characteristischer Erscheinungen, sich von der Gegenwart der Seuche überzeugt hat, so muß man keine Zeit verlieren, es gehörigen Orts zu melden, damit zur Steuerung des Uebels wie auch zur Vorsicht und guten Ordnung, alles angewandt werde, was menschliche Einsichten und Kräfte vermögen.

§. 18.

So schwer die Erkenntniß dieser Krankheit ist, eben so schwer bleibt auch derselben Prognosis. Man wird bey Stellung derselben sehr ofte getäuschet. Kranke, die man glaubte, alles überstanden zu haben bekommen schleunig die heftigsten Zufälle und sterben. Andere im Gegentheil, die ohne Hofnung liegen, die das Fieber mit Heftigkeit foltert, kommen nach einem wohlthätigen Schweiß zu sich. Die Beulen heben sich, oder die Carbunkeln gehen in Eiterung über und der Kranke geneset. Alles kömmt hier auf die Kräfte an, das Gift auszustoßen. Ich habe schon bey den Erscheinungen einiges erwehnet, was hierher gehöret, ich will aber doch von den Erfahrungen des Herrn Popows und den Meinigen noch etwas beyfügen: Kranke die schon mit Wüthen befallen sind, Kranke die in einer Unempfindlichkeit liegen, kommen selten durch. Kranke, denen die Achseldrüsen aufschwellen, und dabey an der Brust oder am Rücken große Carbunkeln haben, auch die, bey denen sich große Carbunkeln und schwarze Flecke zeigen, kommen selten durch. Kranke bey denen die Beulen, bey fortdauernden Fieber sich nicht entzünden, sondern vielmehr nach derselben Entstehung einfallen, kommen selten durch. Im Gegentheil Kranke,

die

die den 3ten, 4ten bis 7ten Tag einen Schweiß bekommen, und nun die Beulen sich heben, das Fieber nachläßt; wenn sie nur nicht vernachläßiget werden, erhalten, wiewohl langsam ihre Gesundheit, wieder. Dieses gilt auch von den Carbunkeln. Kurz, je mäßiger das Pestfieber, desto mehr Hofnung zur Genesung und je heftiger es ist, desto mehr Gefahr hat man zu erwarten. Da der Anfang der Krankheit auch selbst nach dem Gefühl des Kranken, nicht genau zu bestimmen ist, so folgt auch, daß der Todestag nicht genau festgesetzet werden kann. Nach den übrigen Umständen zu schließen, tritt er den 2ten, 3ten, 4ten höchstens am 7ten Tage ein. Die schlagflüßige Pest tödtet plötzlich. Ich habe aber bey den Ueberlebenden durch Nachforschen herausgebracht, daß sie schon einige Tage mißmüthig waren. Erfolgt aber der Tod erst nach dem 7ten Tage, so stirbt der Kranke nicht mehr an der Pest, sondern an den Folgen derselben. Gemeiniglich verfallen dergleichen Kranke in ein Eiterungsfieber, oder sie keichen an einer Versetzung der Krankheitsmaterie auf innere edle Theile, welches schleichend ihre Kräfte untergräbt. Und ist dies der Fall, so quälen sie sich viele Monate.

§. 19.

Zur bessern Uebersicht bey der Heilung dieser Seuche, will ich sie in die bösartige und gutartige Pest eintheilen. Bey der gutartigen sind die Zufälle sehr verschieden. Alles hängt von dem Zustande der Säfte, und der ersten Wege ab. Bey einigen ist das Fieber im Anfange sehr heftig — mit schreckenden Erscheinungen, begleitet, es läßt aber nach, und alles legt sich zu einem guten Ausgange an. Bey andern ist es vom Anfange an mäßig, die Kranken gehen dabey herum, die Beulen in den Weichen formiren sich, und gehen in Eiterung über, die Carbunkeln generiren — separiren sich und geben gutes Eiter, und der Kranke erholet sich, wiewohl langsam. Diese Classe der gutartigen Pest ist sehr groß, man könnte sie willkührlich in viele Unterabtheilungen nach den mannichfaltigen Erscheinungen und Zufällen zerlegen. Denn bald hat die Krankheit den Gang eines Entzündungs- bald eines Faul- und bald eines bösartigen Gallenfiebers. Diese Pest ist bald mehr, bald weniger tödtlich, sie würde es aber noch weniger seyn, wenn durch gute Ordnung und vernünftige Curart, die Bösartigkeit sogleich im Anfange, durch Ausleerungsmittel unterdrücket würde, denn, leider! der Kranke verkennet selbst den Eintritt der Krank-

heit,

heit, oder aber er verhehlt ihn wohl gar. Andere verderben sich durch verkehrte Heilart, wenn sie durch schweißtreibende Mittel das Uebel in seinem Fortgange ersticken wollen, noch andere versäumen, durch leere und vergebliche Vorbeugungsmittel, die Zeit, wenn die Pest schon eingetreten ist. Hiervon will ich ein belehrendes Beyspiel anführen. Vielleicht hat es seinen Nutzen, und dienet manchen zur Warnung, wenn mein Büchelgen das Glück haben sollte, auch von Nichtärzten (von Layen) gelesen zu werden. Herr Sumaroczky, einige zwanzig Jahr alt. Von Wuchs, von Herz und Geist ein liebenswürdiger junger Mensch, welcher sich durch seine Gesinnung und edles Betragen, die Achtung eines Jeden erwarb. Heil dir! Heil deiner Asche! auch ich war unter der Zahl deiner Freunde. Ohne Wehmuth kann ich, guter Jüngling, deiner nicht gedenken, und ohne Schaudern, mich deines tragischen Todes, nicht erinnern! — Voll edler Ehrsucht — ganz Muth — ganz Krieger — flog er als Freywilliger zu den Waffen. Um an unsern Loorbeeren — an unsern Siegen, Theil zu nehmen, entsagte er allen Bequemlichkeiten, die er sich durch seine Glücksumstände hätte geben können; seine Gesundheit, die ohne dem durch eine Nervenschwäche sehr schwankend war, mußte,

 bey

bey einem so schleunigen Uebergang, von allerley Gemächlichkeit, zu dem rauhen Soldatenstande, erschüttert werden. Er kam bey der Armee an, beladen mit allerley Pestarzeneyen — specifiquen Mitteln, Drogueen aller Arten, die den Prunk und das Siegel französischer Pralereyen, an sich hatten. Sehr ofte waren diese Gegenstände Ursachen zu freundschaftlichen Zänkereyen. Allein sein Zutrauen ward dadurch zu diesen mitgeführten und angepriesenen Mitteln nicht geschwächt. Außer diesen, fehlte es ihm nicht an Verhaltungsregeln geschickter Aerzte aus Petersburg. Unsere siegreiche Truppen machten auf die gegenüber stehende Ufer der Donau eine Descente. Die feindliche Magazine unter Isaktsche sollten in Brand gesteckt werden. Diese Gelegenheit ließ unser muthvolle Krieger nicht vorbey. Er bat, und bekam dabey eine Stelle. Ich sahe ihn von dort zurück kommen. Alles war nach Wunsch und glücklich abgegangen. Nur beklagte er sich, über Halsweh, und erzählte, daß er die Nacht auf einer nassen, sumpfigten Erde, unter einem Soldatenmantel zugebracht hätte. Wir trenneten uns darauf, ich ging ins Lager und er nach seiner Wohnung in die Stadt. Den vierten Tag darnach erhielte ich von dem Herrn Popow die Nachricht, daß mein Busenfreund an der Pest

krank sey, und mich zu sich verlange. Ich flog zu ihm. Welcher Anblick! Er lag auf der Erde ausgestreckt, das Auge offen — starr — gebrochen, das Gesicht verstellt, er selbst ohne Gefühl — ohne Besinnung, den Kopf hatte er auf den Schooße seiner Wirthin, einer gutherzigen Moldavanerin gelehnet. Der Herr Popow goß ihm eine Gabe Hirschhorn-Salz ein. Einige Zeit darauf erholte er sich etwas, erkannte uns, streckte seine zitternde Hände nach mir aus. Hilf! sprach er mit leiser kaum vernehmlicher Stimme, und bald darauf fiel er mit offenen verstarrten Augen in seinen vorigen Zustand zurück. Ich erkundigte mich nach den Krankheitsumständen. Sein Bedienter sagte, daß sein Herr krank von der Expedition zurück gekommen, und zwey Tage, bald dieses, bald jenes, von den mitgebrachten Arzeneyen, genommen. Er hätte sich über heftige Schmerzen, unter der rechten Achselhöle, beklaget. Es wäre ihm bewußt gewesen, daß er mit der Pest befallen sey, allein er hätte es verboten, Niemanden zu sagen, aus Furcht eingesperrt zu werden. Sein Zutrauen zu den Arzeneyen wäre so groß gewesen, daß er alle Bitten, nach mir zu schicken, ausgeschlagen hätte. Auf die Frage: was für Arzeneyen der Kranke zu sich genommen? konnte der Bediente mir keine befriedigende

Ant-

Antwort sagen, so viel erfuhr ich, daß der Kranke zu verschiedenen malen den Schweiß zu erzwingen, sich bemühet hätte. Er starb den nehmlichen Tag. Vor seinem Tode sieperte Blutwasser aus der Haut, und nach dem Tode war es mit schwarzen Flecken besäet. Von mehr denn 15 Menschen, die in seiner Krankheit um ihn waren ist nicht einer gerettet, alle starben schnell nach einander an dieser fürchterlichen Krankheit, noch ehe man zu ihrer Rettung die gehörige Mittel anwenden konnte. Ja sogar Herr Perchurew, der dazu beordert war, seine Nachlassenschaft an Geld und Silberzeug, vorläufig zu übersehen, und es in Eßig zu verwahren, auch dieser befiel an der Pest, ward aber davon wieder hergestellt wiewohl mit Verlust seiner Gesäßmuskeln, die er durch einen großen Carbunkel, einbüßte. Sehr auffallend war es, daß, da das Pestgift hier so verfeinert war, und sich bis auf den letzten Stallknecht im Hause verbreitete, die einzige Wirthin, ohngeachtet sie ihn beständig verpfleget, und auf ihrem Schooße hatte, daß, sage ich, diese verschont blieb, und nicht angesteckt wurde. Dieser liebenswürdige Jüngling ward also ein Opfer der Seuche aus eigener Vernachläßigung und Zutrauen zu seinen Vorbeugungsmitteln; würde er sogleich Hülfe gesucht haben,

würde man ihm das Gift durch ausführende Mittel aus dem Körper gebracht haben, vielleicht wäre er wieder hergestellet, denn wir hatten die glückliche Erfahrung, daß die Pest bey Officiers, die sich Bequemlichkeiten geben konnten, nicht tödtlich war.

Die Krankheit ward auch durch schlechtes Verhalten und Diätfehler tödtlich. Kranke, die mit einer leichten Pest befallen, und mit einer Beule oder Carbunkel herumkrochen, glaubten, sich durch starke Getränke zu erquicken und Kräfte zu sammlen, und eben dadurch fachten sie das Fieber aufs neue wieder an, die Beulen, die sich schon formiret hatten, sanken wieder, die Carbunkel wurden trocken, alles verschlimmerte sich, und wenn sie nun durch eine vernünftige Curart nicht unterstützet wurden, so starben sie elend.

§. 20.

Die bösartige Pest zerfällt in zwey Abtheilungen. In der ersten ist das Pestfieber mit heftiger Raserey und Hirnwuth begleitet, und in der zweyten ist ein gänzlicher Mangel aller Kräfte — Unempfindlichkeit — Beraubung aller seiner Sinnen, und Schlafsucht, gegenwärtig. Beide Arten zeichnen sich von der Vorhergehenden, durch ihre in die Augen fallende Gefahr, aus. Die

Schlag-

Schlagflüßige würde die dritte Art ausmachen, wenn bey ihr Hülfe oder Heilung statt fände, allein da leider! diese Unglückliche im Gehen oder Stehen plötzlich todt niederfallen, so übergehe ich sie mit Stillschweigen.

§. 21.

Ehe ich zur Cur dieser Krankheit schreite, erlaube man mir, die Mittel, welche gegen dieselbe angepriesen werden, zu prüfen. Die Alten hatten alle ihre Hofnung in gift- und schweißtreibende Arzeneyen gesetzet. Daher denn so viele jetzt veraltete und ihrem Jahrhunderte angemeßsene bunte Zusammensetzung der Electuarien ex Ovo - liberantis - sine quo esse nolo - diascordii - diatesseron, der Mithritaten, der Theriacken, den Essentiarum, Alexipharmacarum - Bezoardicarum und dergl. Man muß annehmen, daß unsere Vor-Eltern von diesen Arzeneyen einigen Nutzen gesehen, und dieses vielleicht in leichten Fällen. Vielleicht auch, daß ihre frugale Lebensart, stärkerer Körperbau, der seltene Gebrauch gewürzter Speisen, und andere jetzo uns unbekannte Umstände, vieles zu ihrem Ruhm beygetragen haben, denn so viel ist ausgemacht, daß diese gewürzhafte, hitzige und in ihren Zusammensetzungen, sich so sehr widersprechende

Gemeng-

Gemengsel mehr schädlich als nützlich seyn. Ich will nur bey einem, nehmlich dem Theriack, stehen bleiben. Er macht noch jetzo einen ansehnlichen Handlungszweig der Venetianer nach der Levante aus. Kein Türk gehet, ohne eine Büchse davon zu haben, ins Feld, desselben Gebrauch erstreckt sich bey ihnen sogar auf Wunden und äußerliche Beschädigungen, bald als Pflaster, bald als Salbe, und gegen alle innerliche Beschwerden ist der Theriack ihr Universalmittel. Nun will ich wohl glauben, daß nach ihrer Gewohnheit, kein starkes Getränke zu genießen, nach ihrer Art zu leben, dieses Mittel vermögend sey, Krankheiten in ihrer Geburt zu erstikken, besonders, wenn sie nach einer genommenen Gabe davon, sich in ihre Badstuben begeben, und so die Peripherie des Körpers erschlaffen, die ohnedem mehr als die Unsrigen geöfnet ist, daß, sage ich, wenn sie gut darnach ausschwitzen, so kann er bey ihnen in den ersten und leichten Anfällen der Pest heilsam seyn. Traurige Erfahrungen aber lehren uns, daß in solchen Fällen, er bey uns schädlich sey. Er verschlimmert zusehends die Krankheit. Verstopft den Leib; vermehrt das Fieber; und da das Gift mit der scharfen Galle vereiniget in den ersten Wegen seinen Sitz noch hat, so vermehret er, kraft seines

Reizes

Reizes, den Zufluß der Säfte dahin; statt sie nach der Haut zu lenken. Wenn aber die Türken auch sogar in dem Fortgange der Krankheit davon Gebrauch machen, so ist er, und wird bey ihnen gleichfalls zu Gift, ja vielleicht wird durch diese hitzige Arzeney die Ansteckung unter ihnen noch mehr ausgebreitet, denn wir wissen, daß, wenn das Gift in den Gedärmen mit den dahin geleiteten Säften sich bis zum Tode verweile, so dämpft der todte Körper diese faule bösartige Materie aus, und diese ist alsdann so verfeinert, daß sie allem die Ansteckung mittheilet. Gewiß mancher würde ohne diese hitzige Arzeney, die alle Ausleerungen hindert, genesen, wenn er sich den Kräften der Natur überlassen hätte, nun aber wird er ein Opfer der Unwissenheit und durch seinen Tod wird die Seuche schneller und heftiger ausgebreitet. Was ich hier vom Theriack sage, gilt von allen erhitzenden Mitteln, die noch jetzo bey uns im Gebrauch und zu andern Absichten und Anzeigen in verschiedenen Krankheiten theilsam und höchst nothwendig sind. Als Baldrian, Contrajerven-Wurzel, Virginianische Schlangen-Wurzel, Camphor, Biesam, Biebergeil und dergl. man kann ihrer füglich entbehren. Sehr selten giebts Fälle, wo man irgend eines zum Anspornen gebraucht. Als schweißtreibende

oder

oder vielmehr schweißbefördernde Mittel, dienen hier in Menge genommene warme Getränke, die bald mit vegetabilischen, bald mit versüßten mineralischen Säuren können angenehm gemacht werden. Die Mixtura simplex, und Spiritus Mindereri sind hier, wenn einige Anzeige dazu vorhanden, passend.

§. 22.

Die Brechmittel nehmen bey Heilung der Pest den ersten Platz ein. Hierinn stimmen meine Erfahrungen mit des Herrn Orreus seinen überein, auch ich habe durch sie manchen Pestkranken gerettet gesehen, der allem Anschein nach verlohren war*). Ihre Wirkung erstreckt sich nicht allein auf die ersten Wege, sondern auch auf das ganze Nervensystem. Diese heilsame Erschütterung ist von großen Nutzen. Die Lebenskräfte, die fast unterlagen — vom Gifte gleichsam gelähmt waren, werden dadurch angespornt — werden thätig gemacht. Doch dies ist nicht der Reiz allein, der hier in Anschlag gebracht werden muß. Die Ausleerungen die auf ihre Wirkung erfolgen, und die hinlänglich stark seyn müssen, verdienen alle Aufmerksamkeit. Durch sie

*) De Peste Jassens.

sie wird das Gift ausgestoßen. Je stärker also ihre Wirkung — je stärker die Ausleerungen, desto mehrern Nutzen hat man sich von den Brechmitteln in dieser Krankheit zu versprechen. Hier ist der Fall, lieber eine reichlichere Gabe wagen, als zu wenig geben. So fürchterlich auch die Wirkung denen Umstehenden scheinet, so ist der Erfolg niemalen gefährlich. Nirgends läßt sich das Morbi morbis curantur, besser anbringen, als in der Pest. Diesemnach mißfällt mir die Brechwurz. Ihr Reiz ist zu dieser Absicht nicht stark genug. Sie wirket auch nicht hinlänglich auf den Stuhlgang, und bringt, wenn sie nicht gut ist, mehr Würgen als Brechen hervor. Ich habe ihr jederzeit den Brechweinstein in Wasser aufgelöset, vorgezogen. Dieser wirkt viel schneller, schlägt hinlänglich nach unten durch, und bringt noch nach der Wirkung hinlänglichen Schweiß hervor. Er ist also ganz passend bey der Pest. Nur zu beklagen ist es, daß dieses so vortrefliche Mittel in seiner Zubereitung so verschieden ist, daß man an jedem Orte und bey Anschaffung desselben frischen Vorraths, erst Proben machen muß, wie stark seine Kräfte sind. Denn bald enthält er mehr, bald weniger reguliniſche Theile, und von diesen hängt seine Wirkung ab. Ich habe schon gesagt, daß man ihn lieber reichlicher,

als zu wenig geben muß. Denn wirkt er nicht hinlänglich auf den Stuhlgang, so erreicht man seinen Endzweck nicht. Das Fieber wird dadurch nicht gedämpft, wohl gar mehr angefacht, die Haut bleibt trocken, und die Gedärme ziehen sich noch enger darnach zusammen. Dahingegen nach starken Ausleerungen jederzeit ein sanfter Schlaf erfolgt. Eine Folge der Abmattung. Und nach diesem fühlt der Kranke sich nicht allein erquickt, sondern auch erleichtert. Da bey dieser Krankheit die Nerven durch das Gift stumpf gemacht sind, so verträgt ohne dem ein Pestkranker eine reichlichere Gabe. Diese nun läßt sich nicht bestimmen. Man gehet am sichersten, wenn man ihn von 6 bis 10 Gran in 3 bis 8 Unzen Wasser auflöset, und davon dem Kranken die Hälfte auf einmal reicht, und den Rest in festgesetzten Perioden, löffelweise nachgeben läßt, bis sattsame Ausleerungen erfolgen, daß man dabey viel warmes schlüpfrig machendes Getränke nachtrinken lassen muß, gebrauche ich nicht zu erinnern.

Die Anwendung der Brechmittel wird hierdurch keine Gegenanzeige verdrängt. Die Gefahr in der sich der Kranke befindet — die Bösartigkeit der Seuche — hebt hier alle Hindernisse und vorkommende Zweifel. Selbst die Ausreden

des Kranken gelten hier nichts, besser man sagt ihm nichts davon, bis sich die Wirkungen davon zeigen. Und ist der Kranke, wenn er es weiß, oder vermuthet, widerspenstig, einzunehmen, so hat der Brechweinstein in der Auflösung, noch das Gute an sich, daß er so wenig Geruch noch Geschmack verräth.

§. 23.

Abführende Mittel sind in der Pest von großen Nutzen. Denn nach gegebenen Brechmitteln, häuft sich die Galle wieder an und das übriggebliebene Gift, wird aus dem Blute aufs neue in die Gedärme abgesetzet. Das Fieber nimmt überhand, und alles verschlimmert sich wieder. Man würde nichts gethan haben, wenn man den Kranken in diesem Zustande ließe, man lege also die letzte Hand an, man gebe ihm eine Abführung. Alle Anzeigen und die Natur der Krankheit, erfordert es. Es ist aber nicht gleichgültig, welches Mittel, man dazu wählt. Bey der Rhabarbar und denen gelinden Digestiven, oder sogenannten kühlenden, würde man zu viel Zeit verlieren, ihre Wirkung ist zu langsam. Und die drastischen würden hier die letzten Kräfte des Kranken untergraben. Aus der weitläuftigen Classe der ausführenden Mitteln, kenne ich,

aus

aus langer Erfahrung, kein füglicheres zu dieser Absicht als die Jalappenwurzel. Außer ihrer herrlichen, schnell wirkenden Eigenschaft empfiehlet sie sich durch ihren wohlfeilen Preis und wenig widrigen Geschmack. Sie muß aber jedesmal besonders mit Zucker abgerieben werden, alsdenn wirkt sie viel kräftiger, und man braucht von ihr kaum die hälfte Gabe, wenn anders die Wurzel gut ist. Auf die Art gegeben, sind 15 bis 20 höchstens 30 Gran hinlänglich. Kranken von zärtlichen Gaumen, kann man es mit Citron- oder anderem Oelzucker abreiben lassen, oder aber mit Zucker und einigen Mandeln in der Gestalt einer Emulsion zubereiten. Auch bey diesem Mittel hindern selten Gegenanzeigen. Die Gefahr heischt geschwinde und schnellwirkende Hülfe. Statt ihrer kann man sich auch des Weinsteinrahms mit Brechweinstein bedienen. Auf 2 Quentchen des Ersteren nimmt man ein, selten 2 Gran des Letzteren, mischt es gut unter einander, und reicht es in verschiedenen Gaben. Dergleichen Dosen müssen aber mehrere in Bereitschaft seyn, damit wenn die ersten nicht hinlänglich seyn sollten, man sie öfterer wiederholen könne. Bey dieser Gelegenheit muß ich noch etwas von der Jalappenwurzel und ihren Heilkräften in Faulfiebern, gedenken. Zur Zeit der

Epidemie 1782 in Livland, beklagte der Herr General von Rönne sich, daß unter seinen Bauren dieses Fieber große Verheerungen anrichtete, so lange er noch einen Vorrath von den sogenannten schwarzen Pulvern (poudres d'Ailhaud) gehabt hätte, so wäre ihm Niemand daran gestorben, die Beschwerlichkeit aber sie zu bekommen, zu geschweige der Kostbarkeit des Mittels, setzten ihn in die größte Verlegenheit. Er bat also, ich möchte ihm statt dessen, ein wirksames Mittel anrathen. Da ich nun die Heilkräfte der Jalappen-Wurzel kannte, so verschrieb ich dieselbe, zu 30 Gran mit Zucker abgerieben, und er sandte dergleichen Pulver seinem Amtmann. Der Erfolg war so glücklich, daß ich zuletzt gezwungen ward Unzenweise es verfertigen zu lassen. Daß abführende Mittel in Faul- und bösartigen Fiebern das meiste thun, hat Stark *) hinlänglich bewiesen, Fordice **) Rusch ***) und Mursinna †) rathen die nehmliche Heilmethode an, und meine Erfahrungen stimmen damit überein. Und doch fürchtet man sich, davon in der Pest Gebrauch

zu

*) Observation. medic. de morbo cum petechiis.

**) Bemerkungen von Faulfiebern.

***) Medical observat. and inguiey.

†) Von der Ruhr und Faulfieber.

zu machen. Alle Schriftsteller, auch die Neuesten, die von dieser Krankheit geschrieben, übergehen dieselbe mit Stillschweigen, oder sie bekennen, daß der dünne Leib, sie abgeschreckt habe ausführende Mittel zu geben. Eben dieser dünne Leib aber, den die Herren so sehr fürchteten, wohl so gar zu stopfen suchten, diente mir jederzeit zu einer sichern Anzeige, daß eine faule Materie oder irgendwo ein verborgener Reiz in den ersten Wegen befindlich sey, den die Natur suchet auszustoßen, so lange dieser Fall zugegen, so lange bemühet man sich vergebens, das Fieber zu dämpfen, die Fäulniß zu hindern, und die Säfte nach der Haut zu lenken. Alles dieses aber erfolget viel leichter und nach Wunsch, wenn man gut ausgeleeret hat.

§. 24.

Von den Mittelsalzen und Temperirmitteln, kann man in der Pest wenig Gebrauch machen. Sie sind zu ohnmächtig, man würde durch sie nur Zeit verlieren. Nach dem Gebrauche wirksamer Ausleerungsmitteln, finden doch Weinsteinrahm, Salztränke, Tamarinden und allerley Obst, statt. Dergleichen Mittel können zwischen durch in der Folge von großen Nutzen seyn, theils den Leib offen zu halten, theils auch in der Ab-

sicht zu kühlen. Die Alten hielten viel auf Absorbiermittel in dieser Krankheit. In der Türkey, wo die Arzeneykunst noch in ihrer Kindheit ist, sind sie noch sehr Mode. Auch halten sich die Türken an ihre gesiegelte Erden, und machen viel Rühmens davon in der Pest. Ein armenischer Kaufmann wollte mir ein geheimes Mittel wider diese Seuche verkaufen, da ich aber sehr kaltblütig den Kauf ausschlug, so entdeckte er es mir unentgeldlich. Es bestand aus verschiedenen Absorbiermitteln, Pestilenzwurz, gesiegelter Erde, Tormentill und Gewürzen. Ich schmeichele mir, daß in unsern aufgeklärten Zeiten, Niemand von dergleichen mißlichen Arzeneyen Gebrauch machen werde. Man muß sich durch den Ruf und die Wunderwirkung eines Mittels nicht blenden lassen.

§. 25.

Unter den Fäulniß widerstehenden Mitteln, setzet man die Fieberrinde oben an. Man hat demnach behauptet, daß sie in dieser Krankheit specifique sey. Angesehene Männer haben dieselbe bey uns davor ausgegeben. Da hieß es: In der Pest findet eine Fäulniß der Säfte statt. Nun ist die Rinde das beste der Fäulniß widerstehende Mittel, folglich muß sie auch in dieser Krankheit heilsam seyn. Da gab man nach dem

Aus-

Ausspruch so wichtiger Männer, bey der geringsten Muthmaßung von Pest, bald als Vorbeugungs, bald als Heilungsmittel, die Rinde. Der Kranke ward schlechter — er starb. Alle Schuld ward auf die Bösartigkeit der Krankheit geschoben, man gab frisch weg, und die Krankheit blieb tödlich. Nun kamen noch andere und riethen die Gaben zu verdoppeln. Wenn die Rinde nicht wirket, sagten sie, so ist es ein Beweiß, daß man sie zu sparsam gegeben. Der Löffel ward also voll geschüttet. Der arme Kranke schluckte — und schluckte sich den Tod am Hals. Die Rinde behielte ihren Ruhm, und behauptet ihn noch jetzo. Ich fordere jeden denkenden ausübenden Arzt und Wundarzt auf, mir zu sagen, was die Rinde bey andern Faul- und bösartigen Fiebern für Wunder gethan, so lange keine deutliche Remißionen da waren, oder aber so lange der Zustand der Schwäche nicht eingetreten war? ob er nach dessen Gebrauch die Zufälle nicht verschlimmert gesehen, so lange die Krankheitsmaterie nicht hinlänglich ausgeführt und gekocht war? Wie oft er dieses heilsame Mittel gezwungen gewesen ist, wieder auszusetzen, ungeachtet, er glaubte, es recht passend anbringen zu können? Und wenn dieses der Fall gewesen, daß sie auch nach reichlichen vorhergegangenen Auslee-

rungsmitteln nicht half, er nicht gefunden habe, daß ein entzündungsartiger Zustand der Säfte zugegen war? Wenn dieses ausübende Aerzte und Wundärzte mit mir bekennen müssen, so läßt sich leicht schliessen, daß der Gebrauch der Rinde in der Pest sehr eingeschränkt werden muß. Das Pestfieber endigt sich, entweder 1) durch gänzliche Ausstoßung, oder 2) durch Absetzung des Pestgifts, oder aber 3) durch den Tod. Wenn die Rinde also soll mit Nutzen gebrauchet werden, so muß im ersten Falle die tumultuarische Ausstossung erst vorüber seyn, und im zweyten Falle, bey Erzeugung der Beulen und Entstehung der Carbunkeln, erfordert die Rinde viele Vorsicht. Wenn jene sich schon erheben, und diese angefangen haben, sich abzusondern, und das Fieber noch anhält, weil die Natur durch die Versetzung, sich von allem Gifte noch nicht entladen — weil noch vieles in der Blutmasse herum rollet, welches erst durch den Ausfluß des Eiters aus dem Körper kömmt. Wenn sage ich, man in diesem Zeitraum, in der lobenswürdigen Absicht, die Rinde reicht, um die Kräfte des Kranken zu unterstützen, so entstehen nach ein paar Gaben tumultuarische Bewegungen, das Fieber nimmt zu, der Bubon wird kleiner, zertheilet sich wohl gar, der Carbunkel trocknet in seinen Rändern,

kurz

kurz alles verschlimmert sich zusehends. Und nun im Gegentheil, wenn der Bubon in völliger Eiterung stehet — wenn dieser schon sich durch die Haut einen Weg gebahnt — wenn bey den Carbunkeln das Todte sich von den Lebendigen völlig durch die Eiterung abgesondert; denn erst ist und bleibt die Rinde ein göttliches Mittel. Ich erinnere mich aber doch Fälle gesehen zu haben, wo die Eiterung nicht eher von statten gehen wollte, als nach dem Gebrauch der Rinde. Hier fand aber auch ein wahrer Zustand der Schwäche statt, und diesen Zustand muß das practische Auge zu unterscheiden wissen. In meinen 15 jährigen Amte, eines Oberwundarztes, wo es meine Pflicht war, die Curart in den Feldlazarethen und bey den Regimentern zu prüfen, habe ich angemerkt, daß unsere junge Wundärzte sehr oft durch den zu frühen oder nicht passenden Gebrauch der Rinde, vielen Schaden anrichten. Belehret man sie nun, so beruffen sie sich auf so viele große Männer, deren Aussprüche bey uns Orakulschlüsse sind, und da stehe ich denn und wünsche, daß alle die Bücher verbrannt, und alle die Lehrstühle möchten umgeworfen werden, wo nichts auf Fälle bestimmtes von einem Mittel gelehret wird. Ich glaube also mit Recht für den zu frühen Gebrauch der Rinde in der Pest

warnen zu können, weil ich dieselbe, als höchst schädlich befunden habe, so lange das Pestfieber in seiner Stärke ist. Was auch ein Letsom *), was die besten Schriftsteller von dessen Nutzen in Faulfiebern Gutes gesagt haben, so glaube ich meinen Erfahrungen, und behaupte, daß wenn dieselbe heilsam gewesen, so war es entweder in dem Zustande der Schwäche, oder es waren schon Remißionen da. Außer diesen beyden Fällen muß, wenn es glückt die Natur, statt einen, mit zweyen Feinden kämpfen, sie muß die Krankheit, und noch oben darein, auch die Hindernisse, die man ihr im Wege legt, bezwingen.

§. 26.

Zu der Classe der Fäulniß widerstehenden Mitteln gehören die mineralischen Säuren. Wer verkennt wohl ihren Nutzen heut zu Tage? Zu beklagen ist es nur, daß man sie in so großer Menge, auf einmal nicht in Körper bringen kann, als erforderlich ist. Denn ich denke nicht, daß hier die Säure, so wirksam sey, als vielmehr das mit ihr verbundene Phlogiston. Dieses belebet unsere Nerven. Meine Meinung scheint paradox zu seyn. Hier ist der Beweiß. Wir wissen, daß in Nervenschwäche, wo die Verdauungs-

*) Medical memoires.

dauungstheile jederzeit in Unordnung sind, jede Säure schädlich sey, und keinen Nutzen, ja wohl Schaden bringe. Dies ist eine Wahrheit, die jedem practischen Arzte, bey der Menge chronischer Uebel, täglich aufstößt. Und nichts desto weniger dienet Hallers saures Elixir, und Tissots Lecksaft zur Bestreitung dieses Uebels, wenn hinlängliche Ausdämpfung, wie im Sommer, darauf erfolget. Es muß also nicht die Säure hier, sondern noch etwas anderes wirksames darinnen seyn. Ich will es Phlogiston nennen, mögen es Andere nennen, wie sie wollen. Dieses Phlogiston widerstehet aber dem Kranken. Es greifet den Schlund an, zuletzt leidet er lieber Durst, als daß er trinke. Und jeder Fieberkranke, folglich auch Pestkranke, soll und muß, viel trinken. Verdünnt man sie zur angenehmen Säure, so ist der Zeitraum dieser Krankheit dazu zu kurz, um die erforderliche Menge in Körper zu bringen. So sehr man sie auch verdünnt, so macht sie doch die Zähne stumpf, und der Kranke wird ihrer überdrüßig. Besser also in Haber- oder Gerstenschleim (denn Syrup hat man nicht allemal) sie nach Tissots Vorschrift in gewissen festgesetzten Perioden zu geben, und durch sie dem Kranken das Getränk nicht zu verleiden. Der versüßte Salpetergeist dient statt ihrer unter das

Ge-

Getränk gemischt, oder in reinem Wasser, als ein erquickender Trank. Da alles darauf ankommt, daß der Kranke viel trinkt, so muß man das Getränk nach seinem Geschmack einrichten. Gemeiniglich labt anfänglich ein säuerlicher Trank, der aber in der Folge widerstehet, alsdenn pflegten die Kranken reines kaltes Wasser zu wählen. Wer wollte wohl so unchristlich seyn, und es ihnen versagen? Mein Fiebertrank bestand aus Perlgraupen oder Gersten und Graswurzeln, die ich mir jederzeit frisch sammlen ließ, und hinlänglichen Vorrath davon auf den Winter machte. Diesen Trank, weil er zu fade, würzte ich mit einer hinlänglichen Menge Wermuth, Fieberklee Schaafgarben oder mit irgend einem bittern Kraute oder Wurzeln *) und setzte Honig und Eßig

*) Bey dieser Gelegenheit warne ich jedem Wundarzte beym Regimente, entfernt von unsern Grenzen die gewöhnlichen Kräuter, die man allenthalben haben kann, aus den Apotheken zu verschreiben. Durch den langen Transport und eingeschlossene Luft in den Kisten, verlieren sie ihre Kräfte und Geschmack, werden schimmlicht, versagen alsdenn die gehörige Wirkung, und sind dem Kranken widerlich. Viel füglicher und mit wenigeren Unkosten für die hohe Krone, lassen sie sich, durch Zirulnicken und Krankenwärter, den Sommer über, nahe um die

Eßig oder mineralische Säure bis zum angenehmen Wohlgeschmack, hinzu. Die Säure mischte ich wohl bedächtlich nicht zur ganzen Masse, sondern ließ jeden Kranken nach seinen Geschmack mehr oder weniger davon untermischen. Diesen Trank ließ ich des Morgens ohne Säure statt Thee warm in Menge trinken, den Tag über ward er aber kalt getrunken. Die angenehme Bitterkeit vereiniget mit der Säure ist unsern Leuten nicht zuwider, sie trinken ihn im Gegentheil gerne. Auch stillet er auf die Art besser den Durst. Täglich ließ ich einen frischen Vorrath nach der Anzahl der Kranken kochen.

§. 27.

Da wir in unsern Tagen immer tiefer in die Geheimnisse der Natur eindringen, und folglich auch von ihr abgelernet haben, wie künstlich sie das Wasser mit fixer Luft schwängert, dieselbe aber als ein Fäulniß widerstehendes Mittel bey uns aufgenommen ist, so muß ich ihrer auch erwehnen. Ich glaube immer, daß sie in der Pest von großen Nutzen seyn könne. Ich schließe es aus

die Lägerplätze einsammlen, und trocknen. Dieses kann bey uns um so viel leichter geschehen, da die Armee jeden 3ten Tag, Rasttag macht.

aus folgender Erfahrung. Der Herr Chirurgus Karmosinsky befiel an der Pest krank, nach gewöhnlichen Ausleerungsmitteln und Behandlung genaß er davon glücklich. Sein gewöhnliches Getränk war die Krankheit über Busa, gewesen, und er hatte sich dabey so wohl befunden, daß er seinen Kranken sie gleichfalls anrieth. Endlich kam er in unsere Zusammenkünfte, und erklärte dieses Getränk als ein Hauptmittel nach hinlänglichen Ausleerungen in der Pest. Meinen ersten Versuch machte ich damit bey dem Stückjunker Sievers, sie wirkte stark auf den Stuhlgang, und brachte hinlänglichen Schweiß hervor. Ich bat den Chirurgum Popow, fernere Versuche damit anzustellen, er schüttelte aber den Kopf dazu, das Mittel schien ihm zu geringschätzig zu seyn. Doch versprach er es zu versuchen, ich habe aber die Resultate davon nicht erfahren. Zu verzeihen war es ihm damalen, ein Volksgetränk, welches wie unser Quas, als ein kühlendes nährendes Getränk in den Schenken feil ist, zu verwerfen, oder aber an dessen Heilkräften zu zweifeln. Zu der Zeit kannten wir Priestleys und Bergmanns Versuche nicht, und wußten also nicht, daß die Busa durch die fixe Luft, welche sie in Menge enthält, wirksam seyn könnte. Dieses Getränk ist unserer Braga, welches

der

der Landmann bey uns an Feyertagen macht, und trinkt, sehr ähnlich. Es ist ein frisch aufgähren-der Malztrank, nur mit dem Unterschied, daß er aus Hirse gemacht wird. Diese Braga hat eine angenehme Weinsäure, schäumt stark, und stößt wie Champagnerwein in die Nase, so unange-nehm sie dem Auge ist, weil sie dick und breyicht, so reizend ist sie für den Gaumen, wenn man sich nur einmal überwunden hat, sie zu schmecken; kurz es ist ein Getränk, das alle Eigenschaften an sich hat, um als Heilmittel in der Pest zu die-nen, denn es involvirt die gallichte Schärfe, wirkt auf Stuhlgang und Schweiß, und wieder-stehet der Fäulniß. Nur zu beklagen ist es, daß man dieses Mittel im Felde nicht jederzeit haben kann, weil es leicht schaalicht wird, und weil es täglich frisch gemacht werden muß. An Stell und Ort ist es nicht genug anzurühmen.

§. 28.

Auch äußerliche Mittel sind hier von großen Nutzen. Wenn nach hinlänglichen Ausleerungs-mitteln, man den Schweiß befördern will, so muß die Peripherie des Körpers, entweder er-schlaft, oder gereizet werden. Zur ersten Absicht würde ein Halbbad dienen, wenn es nicht mit

so vielen Weitläuftigkeiten verknüpft wäre, und die Schwäche des Kranken es jederzeit erlaubte. Ein Qualmbad erfordert weniger Umstände. Man erreicht noch bequemer diesen Endzweck durch heiße Ziegel oder Feldsteine. Diese werden in Tücher gewickelt, die mit Essig und Wasser angefeuchtet sind, und an den Füßen und Lenden — holen Seiten und Armen, geleget. Wenn man alsdenn den Kranken hinlänglich zugedeckt hat, so erfolget sehr bald die Ausdünstung, und das Blut wird nicht so stark dadurch in Bewegung gesetzet, als durch erhitzende schweißtreibende Mittel. In gleicher Absicht beschmieren die Türken ihre Pestkranke äußerlich mit Bolarerde, die im Wasser, wie ein Brey zerlassen. Es soll kühlen und den Schweiß hervorlocken. Der Anblick eines solchen Kranken hat was sehr befremdendes an sich. Ich erinnere mich ein ähnliches Verfahren bey einem Kosacken-Obristen gesehen zu haben. Der Fall verdienet Aufmerksamkeit, vielleicht auch gereichen fernere Versuche damit zur Bereicherung unserer Kunst. Bey der letzten blutigen Action unter Czumlo, wo unsere siegreichen Waffen dem Feinde gewiß den letzten Stoß beygebracht hätten, wenn wir durch die Friedensboten daran nicht wären gehindert worden. Bey diesem Treffen, sage ich, ward

einer unserer besten Partisanen der Herr Busin durch einen Pistolenschuß schwer verwundet. Die Kugel war nah an der linken Brustwarze eingedrungen, und hatte bey ihrem Ausgange das Schulterblatt zerschmettert. Der Verwundete war 40 Jahr alt, von starken saftreichen Körperbau. Auf hohen Befehl ward mir die Besorgung dieses Mannes aufgetragen, weswegen ich mich mit ihm nach Jenibasar begab. Der kurze Athemzug, die beklemmte Brust, das schäumende Blut, welches er aufhustete, die Direction der Kugel — alles überzeugte mich, daß die Lunge beschädigt und ein Extravasat in der Brusthöle, zugegen sey. Vergebens schlug ich in diesen Umständen Aderlässe vor. Der Kranke war auf alle meine Bitten nicht dazu zu bewegen. An Arzeneyen war gar nicht zu gedenken, und was könnte ich durch die äußerliche Behandlung in diesem Zustande viel nutzen? Kurz ich verzweifelte, den Kranken wieder herzustellen. Das Fieber nahm unterdessen mehr überhand und der vierte Tag war da. Ich überlasse einem Jeden zu urtheilen, wie groß mein Erstaunen seyn mußte, als ich diesen Kranken nackend auf der Erde liegen fand. Der Verband war bis aufs Pflaster abgenommen, Hals, Brust und Unterleib, waren mit einer Farbe bedeckt, die von der natürlichen, ganz

verschieden; zwey Kosacken saßen neben ihm und benetzten aus einen Eimer ab und an die erwähnten Theile, und womit? Dieses erfuhr ich erst bey näherer Untersuchung. Es war Lehmwasser. Da ich in der Absicht zu ihm gekommen war, den Verband zu wechseln, daran aber nun nicht zu gedenken, so blieb ich als Zuschauer dieses Aufzuges da. Jetzt brachte man den Kranken, ohne ihn abzuwaschen, ins Bett. Nachdem der Schauder vorüber gegangen war, so fing der Puls an freyer und voller zu werden, es erfolgte ein heftiger Schweiß und mit diesem fielen die Krusten des trockenen Lehms ab. Er schlief endlich ein, und ich verließ ihn. Den andern Morgen fand ich ihn vom Fieber frey, den Athemzug nicht mehr beklemmt, und die Wunden in guter Eiterung. Alles legte sich zur Besserung an, und nach einiger Zeit ward er ganz wieder hergestellt. Zufrieden über diesen glücklichen Ausgang, frug ich ihn, woher er diese Curart genommen? Er konnte mir aber weiter darüber keinen Aufschluß geben, als diesen: daß man auf die Art am Don jedes Fieber behandelte, und wie er versicherte, mit gleich glücklichem Erfolge. Viele Aehnlichkeit mit diesem Verfahren hat das Reiben mit Eis, welches auf allerhöchsten Befehle zu Moscau in der Pest mit großen Nutzen

ist versucht worden *). Es reizt die Oberfläche und leitet den Zufluß der Säfte dahin. Ich habe damit keine Erfahrung angestellt. Ich schließe nur dieses aus obenstehender Krankheitsgeschichte und dem Nutzen der kalten Umschläge, und Begießen mit kaltem Wasser des Kopfs, welches ich mich jederzeit in hitzigen Fiebern mit Nutzen bedienet habe. Dergleichen ungewöhnliche Mittel finden aber nur in der Pest und Soldatenpraxi statt. Denn leider! wie ist der ausübende Arzt beym Krankenbette nicht gehudelt; — welchen Widersprüchen ist er dabey nicht ausgesetzet! Und wenn nun das Mittel aus andern physischen Ursachen nicht unfehlbar ist (wie es sich treffen kann, daß die Krankheit die Kunst überwiegt) welche Verfolgung muß alsdenn der Arzt nicht leiden! Die gewöhnliche äußerliche reizende Mittel — die Senfumschläge — die Blasenpflaster, scheinen in der Pest zu ohnmächtig zu seyn, ich mißbillige auch die entfernte Stellen, die man nach angenommenen Schlendrian, dazu wählt. Ein Senfumschlag oder Blasenpflaster über den ganzen Unterleib, könnte hier aber von Nutzen seyn, denn ist der Umfang solcher Mittel nicht groß genug, so fachen sie nur mehr das Fieber an, und leiten dennoch die Säfte nicht ab.

*) Samoilowitz von der Pest zu Moskow.

ab. Folglich muß der Reiz der Krankheit proportional seyn, wenn man sich von demselben Wirkung versprechen will.

§. 29.

Endlich muß ich noch des Aderlassens erwähnen. Nach den Bemerkungen der neuesten Schriftsteller, ist es jederzeit höchst schädlich gewesen. Herr Dolst ist der Einzige, der davon in gewissen Fällen Gebrauch gemacht hat *). Ich habe schon oben gesagt, daß die Pest verschiedene Gestalten annehme, daß sie bald entzündungsartig, bald ein Faulfieber, bald einem bösartigen Gallenfieber gleiche. Im Sommer ist sie gallichter Natur, im Herbst hat sie viel ähnliches mit den Faulfiebern, und im Winter ist sie am meisten mit der Hirnwuth, und andern Zufällen entzündungsartiger Krankheiten, begleitet. Ich habe sie daher am Salpuch und bey unserm Einmarsch in die Winterquartiere 1770 fauler Natur gesehen, so blieb sie bis Ausgang December, so lange die Witterung neblicht und naß war. Endlich fiel der Frost ein, und nun veränderte sie ihre Gestalt den Jenner durch 1771 und ward entzündungsartig. Im Sommer aber 1771 und 1772 war sie gallichter Art. Wir wissen es aus unsern

*) Observationes nonnullae de peste.

unsern medicinischen Jahrbüchern, daß epidemische Krankheiten die Zufälle der Jahreszeiten, annehmen, daß aber der Genius der Krankheit bleibt. Dieses gilt auch von der Pest. Und nun erst nach dieser Auseinandersetzung, läßt sich der Fall einer Aderlaß bestimmen. Ich würde bey der entzündungsartigen Pest jederzeit eine Aderlaß anrathen, bey der gallichten, könnten es die Umstände erfordern, wie bey blutreichen, bey der faulichten aber würde ich sie niemalen vornehmen. Diese Ausleerung muß aber sogleich beym Eintritt der Krankheit angestellet werden, denn in der Folge ist daran gar nicht zu gedenken.

§. 30.

Bey der Cur der gutartigen Pest, kömmt alles darauf an, das Gift, welches im Körper aufgenommen, so bald als möglich, wegzuschaffen. Nun wissen wir und es ist eine medicinische Wahrheit, daß die Galle von allen unsern Säften, die Eigenschaft an sich hat, am ehesten zu verderben, und angegriffen zu werden, so bald ein Miasma tumultuarische Bewegungen in unsern Körper erreget. Noch mehr, wir wissen, daß, so bald als sie scharf und faul wird, so wird sie in widernatürlicher Menge abgesondert, weil ihre Absonderungswerkzeuge, durch ihre faule

Eigenschaft nun um so mehr gereizet werden. Daher denn die ersten Erscheinungen in dieser Krankheit, einen Ueberfluß dieser verdorbenen Feuchtigkeit in den Präcordien zum Grunde haben. Alle Zufälle führen uns auf die erste und Hauptanzeige, und die Natur zeiget uns den Weg dazu. Sie will sich durch das Brechen, von dem Gifte entledigen. Also ein Brechmittel muß im Anfange der Krankheit unumgänglich gereichet werden. Im Falle aber der Kranke blutreich, und die Jahrszeit darnach ist, über Stiche in der Brust klagt, rothe Augen, Beängstigung hat, schnell und pfeifend Athem ziehet, mit einem Worte wenn man was entzündungsartiges argwöhnet, so läßt man zuerst etwas Blut ab, und alsdann reicht man das Brechmittel. Alle oben erwähnten Zufälle können aber auch durch den Reiz der verdorbenen Galle entstehen, wie wir davon Beyspiele in dem gallichten Seitenstechen haben, und findet dieses statt, so kann man des Aderlassens entbehren. Hierinn unterscheidet das practische Auge. Die Art das Brechmittel zu reichen habe ich schon oben berühret §. 22. Ich will nur hier anmerken, daß man sich durch das Würgen des Kranken, welches ein Zufall der Seuche ist, nicht irre machen lassen muß. Erfolgen nicht hinlängliche Ausleerungen, so wiederholt man die Gaben, bis diese erfolgen.

Wie ofte wird man nicht durch die Kranken, und derselben Wärter hierinn betrogen! Es heißt er hat sich sehr viel gebrochen. Sieht man nun selbst nach, so findet man das Gegentheil. Dieses krampfigte Würgen höret nach hinlänglichen Ausleerungen auf, erfolgen aber diese nicht, so dauert es fort, und die Gefahr nimmt zu. Es ist also nothwendig, daß der Wundarzt selbst bey der Wirkung zugegen sey, oder treue, vorsichtige und verständige Gehülfen habe. Dergleichen Gehülfen sind um so mehr nothwendig, weil es Fälle giebt, wo man die Gabe in dieser Absicht sehr oft wiederholen muß. Nicht alle Kranke brechen gleich leicht. Einige werden dadurch sehr mitgenommen, diesen reicht man zur Beruhigung 10 bis 15 Tropfen Sydenhams Laudanum mit Wasser oder mit Hoffmanns schmerzstillenden Geiste versetzet. Hierauf bedeckt man den Kranken, und legt heiße Back- oder Feldsteine in nassen Tüchern gewickelt an verschiedenen Orten, besonders an den Füßen und Seiten, beruhiget er sich darnach und schläft ein, so hat man alles Gute zu hoffen. Er erwacht im Schweiß, und fühlt sich erleichtert. Bleibt nun das Fieber bis den andern Tag mäßig, so gebraucht er nichts weiter, als den gewöhnlichen Fiebertrank §. 26. Man sorgt für hinlängliche Oefnung und begegnet den Zufällen bis zur Ge-

nesung. Erfolgt aber kein Schlaf, nimmt die Beängstigung und das Fieber gegen die Nacht zu, und kömmt kein Schweiß hervor, sondern die Haut bleibt trocken, so nimmt man die Steine weg, und beunruhiget ihn nicht weiter, nachdem man ihm eine Menge Fiebertrank gegeben. Denn man bemühet sich in diesem Falle vergebens einen Schweiß, so wohl durch innerliche als äußerliche Mittel, hervorzubringen. Dies ist ein sicherer Beweiß, daß in dem Valvule des Grimmdarms verhärtete Excremente sitzen, die dem Fieber zum Zunder dienen, und so lange diese nicht weggebracht werden, so lange sind alle Heilmittel ohnmächtig. In dieser Absicht reicht man den andern Morgen eine Gabe Jalappenpulver mit Zucker abgerieben, und folgt darauf nach drey Stunden keine Oefnung, so ist man gezwungen, es zu wiederholen, und nun wird man erstaunen, welcher Unrath noch in den Gedärmen ungeachtet der gestrigen Ausleerungen, vorhanden gewesen! Gemeiniglich fühlt sich nun der Kranke erleichtert, zum wenigsten hören die Beängstigungen auf, und das Fieber mildert sich und bleibt mäßig. Und nun macht man gegen die Nacht den 2ten Versuch einen Schweiß zu erregen, es werden daher die Steine wiederum angelegt, und ihm eine Gabe Mixturae simplicis gegeben, oder

aber

aber verschiedene wiederholte Gaben, von Minderers Geist. Erfolgt nun der Schweiß, so ist der Kranke gerettet, widrigenfalles, setzet man den Gebrauch abführender Mittel, weiter fort, nun aber werden dazu Salztränke, Tamarinden und allerley Obst gewählt. Man sorget jetzo nur davor, daß der Leib offen sey, und das Fieber nicht überhand nehme, denn nun muß man bey fortdauernder Krankheit, Rücksicht auf die Kräfte haben. Gegen die Nacht aber wiederholt und versucht man die vorige Behandlung. So bald der Schweiß erfolgt ist, so heben sich die Beulen, die auch wohl, wenn anders der Kranke frühzeitig genug Hülfe gesucht, und ausgeleeret worden, ganz und gar nicht erscheinen, weil das Gift durch den Darmcanal ausgeführet ist, folglich keine Absetzung hervor bringen konnte. So bald sich Remißionen zeigen, oder das Fieber nachläßt, und der Kranke in dem Zustande der Schwäche ist, so schreitet man zu dem Gebrauch der Fieberrinde, die aber nicht mit Digestiven oder Rhabarbar versetzt werden darf. Dies heißt ihr ihre Kräfte schwächen. Erfolgen nach dessen Gebrauch Tages darauf Verstopfungen, so gebe man lieber ein Laxans und nach desselben Wirkung, setze man sie fort, bis der Magen ihrer gewohnt wird, die Eßlust sich vermehret, und folglich die Speisen durch ihren mechanischen

nischen Druck die Oefnung selbst befördern. Was die Diät dieser Art Pestkranke betrift, so läßt man ihnen so bald die Eßlust sich einstellet, zu Mittag eine dünne Fleischbrühe mit Weißbrod reichen, denn bey dieser Curart hat man nichts von den animalischen Speisen zu befürchten, und da die Kräfte des Kranken sehr mitgenommen werden, so ist es nothwendig, sie zu unterstützen. Gegen die Nacht bekömmt er aber nichts weiter, denn Grütze oder andere vegetabilische Speisen, damit keine Fieberbewegungen denselben beunruhigen möchten.

§. 31.

Ganz anders verhält es sich mit der Curart, wenn der Kranke schon mit formirten Beulen oder Carbunkeln Hülfe sucht. Das Fieber ist jetzo stärker. Hier findet so wenig Aderlaß noch Brechmittel statt. Das Gift hat sich nun schon mit der verdorbenen Galle tiefer in die Gedärme gesenkt, und ist schon in die Blutmasse getreten. Durch die Erschütterung des Brechens würde man die tumultuarische Bemühungen der Natur, sich von der Krankheitsmaterie zu entledigen, ohne Noth vermehren, denn sie hat sich schon einen Ort erwählet, das Gift abzusetzen. Erschüttert man jetzt durch einen neuen Reiz, so vermehret sich das Fieber, der Bubo zertheilet sich, der

Car-

Carbunkel bleibt trocken, und das Gift ziehet sich wieder ins Blut zurück. Statt es anzuspornen, muß das Fieber vermindert werden, und nun lehret uns die Erfahrung wiederum, daß abführende Mittel, diese Kraft besitzen. Denn so bald der Unrath ausgeführet ist, der dem Fieber zum Zunder diente, so bekömmt die Natur dadurch freye Hand gleichförmiger auf den Krankheitsstoff zu wirken. Ich muß auch hier das Jalappenpulver, als das füglichste und passendste Mittel anrathen. Wirkt eine Gabe nicht, so wiederholt man es nach ein paar Stunden, denn in diesem Falle pflegte ich nur einen Scrupel zu reichen, damit man ohne Noth die Kräfte des Kranken nicht mitnimmt. Und ist nun der Darmcanal hinlänglich gereiniget, so begegnet man auf eben die Art, wie ich oben gesagt habe, den übrigen Zufällen, sorgt für hinlängliche Leibesöfnung mit Salztränken, unterstützt die Kräfte mit der Rinde, so bald das Fieber es erlaubt, und behandelt die Beulen und Carbunkeln nach der Vorschrift §. 34. 35. Ich habe zwar schon erwehnt (§. 23.) daß die Natur uns zu dieser Anzeige durch den dünnen Leib scheint einzuladen. Die Sache ist zu wichtig, ich kann nicht verlangen, daß man mir auf mein Wort glaube. So viele Schriftsteller sind hier-

inne

inne gegen mich. Nach ihrer Meinung hat die scheinbare Schwäche des Kranken, sie von abführenden Mitteln, weil der Leib ohnedem zu los war, abgehalten. Daß aber meine Curart der Natur der Krankheit angemessen sey, will ich durch ähnliche Erfahrungen mich bemühen, zu erweisen. Heut zu Tage ist es eine allgemeine angenommene Wahrheit, daß Ruhr und Faulfieber aus einer Ursache entstehen, und einen faulen Stoff zum Grunde haben, daher sie denn auch zu gleicher Zeit wüten. In der Ruhr nun glaubten die Alten es recht gut zu machen, wenn sie den zu starken Abgang der faulen Materie stopften. Dazu ersannen sie so bunte Zusammensetzungen, erdiger anstrammender und schmerzstillender Mittel. Sie erreichten dadurch sehr selten, oder nur in leichten Fällen, ihren Endzweck. Das Fieber entzündete sich, und ihnen blieb weiter nichts übrig, als über die Bösartigkeit der Krankheit zu schreyen. Die Neuern schlugen, zur Bestreitung dieses Uebels, einen ganz andern Weg ein. Sie gaben Brechmittel mit Nutzen. Jetzo ward die alte Curart verdrängt, man befand sich besser bey dem Brechen, man bemerkte aber, daß wenn dieses nicht gleich im Anfange geschahe, es zur Hebung der Ruhr nicht hinlänglich sey. Man ward endlich

in den neuesten Zeiten dahin verleitet, die Brechmittel in kleinen und wiederholten Gaben, anhaltend zu gebrauchen. Was geschah? Die Ruhr schien bey dieser Heilart abzunehmen, das Faulfieber aber, welches jederzeit damit vereinbaret ist, vermehrte sich. Und da war man nun wieder gehudelt. Die Anzahl der Geretteten in der Ruhr war zwar größer, sie starben aber unter einer andern Krankheitsrubrick. Experto credite. Ermüdet also, allerley Curarten versucht zu haben, ohne mit ihren Wirkungen zufrieden zu seyn, und durchdrungen von Mitleiden über die große unter Händen habende Anzahl so vieler Elenden, die durch ihren cadaverösen Geruch, in ansehnlicher Entfernung um sich die Luft vergiften und folglich für einen mit empfindlichen Geruchsnerven begabten Prackticker, keine angenehme Beschäftigung seyn konnten, zu geschweigen der Gefahr, die er sich in Ansehung seiner eigenen Gesundheit dabey aussetzet; — misvergnügt also las, verglich — und sann ich auf neue Mittel. Ich dachte über die Eigenschaft und Ursache dieser Krankheit nach, und da fiel mir bey, ob nicht die Natur sich von dieser faulen scharfen Materie durch den Stuhlgang entledigen wolle? Und sollte daher nicht ein schnell abführendes Mittel in dem Fortgange der Krankheit,

heit, (denn leider, unsere Leute kommen niemalen bey dem Anfange der Ruhr nach Hülfe) von bessern Nutzen seyn, als die unaufhörliche reizende Brechmittel in kleinen Gaben, die bey uns damalen so sehr in Mode waren? So dachte ich und so gleich ward der erste Versuch damit angestellet; welche Freude als ich darnach starke Ausleerungen von runden verhärteten Excrementen, erfolgen sahe, die ohnfehlbar lange schon in dem Valvule des Grimmdarms versteckt gesessen, und durch die reitzende Curart, wodurch die Gedärme noch mehr zusammen geschnürt werden, noch länger würden gesessen haben. Der abmattende Stuhlzwang und der nagende Schmerz in den Eingeweiden ließ nun nach, das Fieber verminderte sich und nun nach Ausführung dieser Hinderniße that der Rhabarbar-Aufguß gegen die Ruhr, und Salztränke gegen das Fieber, gut. Von der Zeit an, heile ich die faule Ruhr in ihrem Fortgange blos mit einigen Gaben Jalappenpulver. Ich sage wohl bedächtlich im Fortgange, denn im Anfange findet immer ein Brechmittel statt, auch sind die Anzeigen dazu gegenwärtig, das Fieber ist noch nicht da. Ich habe aber in der Epidemie von 1782 in Livland mit gleich gutem Erfolge diese Wurzel vom Anfange gegeben, wenn keine Ueblichkeiten und Anzeigen zum Brechen ver-

vorhanden, oder aber der Kranke sich zum Brechmittel nicht bequemen wollte. Die Natur zeigte mir den Weg zu dieser Curart, und sollte eben diese Natur in der Pest, die mit den Faulfiebern in einer Classe stehet, und also auch von der Ruhr nicht so sehr verschieden ist, sollte sie auch hier, durch ihr heilsames Bemühen, sich von dem faulen Stoff zu befreyen, uns nicht einen Wink geben? In der Ruhr nehmen wir eine Absetzung einer faulen Materie an. Eine ähnliche faule Materie ist auch in der Pest zugegen, in beyden Fällen sucht die Natur sich von derselben zu entledigen, in beyden Fällen ist es Pflicht ihr Bemühen zu unterstützen, — diese faule Materie, auszuführen. Ich schmeichele mir, daß meine beygebrachte Erfahrungen, meine Schlüsse rechtfertigen werden *). Man hat bisher gezweifelt, ob eine

*) So sehr ich mich auch bemühet habe, den Nutzen der Ausführungsmittel bey der Cur der Pest, zu erweisen, so fürchte ich doch noch einen Einwurf der Kunstverständigen. „Das Pestgift, können sie „sagen, scheinet von der Art zu seyn, daß es schlech„terdings, durch Absetzungen, entweder in den drü„sigten Theilen oder aber nach der Haut zu, aus „dem Körper will gestoßen seyn. Wenn dieses nun „seine Richtigkeit hat, wie man es doch, aus den „Zufällen zu schließen, nicht läugnen kann: Wozu

eine Curmethode in der Pest möglich sey? Alles was man davon aufgezeichnet findet, zielet meh-
ren-

„die Natur, durch Ausleerungsmitteln, an diesen „heilsamen Bemühen zu hindern, und ihr die letzten „Kräfte zur Bearbeitung und Ausstoßung des Gifts „zu entziehen.“ Auch hier sollen zur Bestreitung dieses Einwurfes mir Erfahrungen ähnlicher Krankheiten, zum Beweiß dienen. Mertens findet zwischen der Pest und den Pocken große Aehnlichkeit *). Beyde werden durch eine Ansteckung hervorgebracht, und beyde haben in ihrem Laufe und Zufällen vieles gemein. Unsere Voreltern bemerkten schon, daß das Pockengift zur Haut abgesetzt seyn wollte, sie bemüheten sich also wohl bedächtlich den Körper warm zu halten, und durch hitzige Mittel das Gift vom Herzen weg, nach außen zu treiben. Ungeachtet nun der Kirchhof so vielfältig gedünget ward, so war es doch, den Zufällen nach, mit der Natur der Krankheit übereinstimmend, so und nicht anders zu handeln. Es war damalen die beste, vernunftmäßsigste Behandlung. Was starb, ward auf Rechnung der Bösartigkeit der Krankheit geschoben. Seit der Zeit aber, daß wir durch Ausleerungsmittteln — kühles Verhalten — und kalte und frische Luft — dieser so fürchterlichen Krankheit, begegnen, ist sie weniger tödlich. Geht sonst kein Fehler beym Verhalten vor, so werden die natürlichen Pocken selten gefährlich, wenn im ersten Zeitraum schnell abführende Mittel angewandt sind. Das Fieber vermindert

*) Observationes medicae.

rentheils dahin ab, das Gift durch die Haut herauszujagen. Die Anzeige ist lobenswerth,

mindert sich nach derselben Gebrauch, und es kommen mehrentheils gutartige Pocken zum Vorschein. — Meinen zweyten Beweiß nehme ich von den Ausschlagsfiebern her. Wie gefährlich und mancherley finden wir diese nicht in allen Lehrbüchern der vorigen Zeiten! So lange das Vorurtheil vom Catheder geprediget, und jüngere Aerzte es den älteren nachbeteten, daß erhitzende — Fäulnis wiederstehende — Campher — Bisam — Schlangenwurz und schweißtreibende Zusammensetzungen aller Arten, zur Bestreitung dieser Fieber unumgänglich nöthig wären, so lange richteten, Friesel und Flecken aller Arten, große Verheerungen, an. Von der Zeit aber, da wir wissen, daß Ausschläge der Haut in bösartigen Fiebern, von Unreinigkeiten der ersten Wege entstehen — wenn diese nicht gehörig gereiniget sind, seitdem wir in diesen Krankheiten uns dreister der Ausleerungsmitteln bedienen, von der Zeit an sind sie weniger gefährlich geworden. Und was noch mehr. Wir bemerken trotz aller nosologischen Eintheilungen und Spitzfindigkeiten, derselben Geschlechter, Gattungen und Abarten weniger, als vor Zeiten. — Wenn nun diese angeführte Erfahrungen unumstößlich sind, so läßt sich zum Vortheil meiner Curart füglich der Schluß machen: daß jede Ansteckung — jedes unserm Körper Gefahr und Umsturz drohende Gift, durch die Reinigung

allein der Erfolg entspricht selten diesen heilsamen Absichten. Der Zunder bleibt mit dem Gifte in den Gedärmen, und verbreitet von dort um sich Ansteckung und Tod. Warum wählte man nicht den Weg dazu, den die Natur uns zeiget? Sie bemühet sich so lange das Gift der Ansteckung noch in den Präcordien sitzt, es durch freywilliges Brechen — Würgen — Ueblichkeiten — Beängstigungen und dergl. fortzustoßen. Ist sie hierzu zu ohnmächtig, so spinnt sie ein Fieber an, und mit diesem Fieber zugleich, sucht sie eben dieses Gift nach unten herauszutreiben. Die auf Vernunft und Erfahrung gegründete Cur der Pest bestehet also darinn: So lange das Fieber noch nicht eingetreten ist — vorzüglich im Anfange der Krankheit — ist es nothwendig je eher je lieber ein Brechmittel zu reichen. Ist aber das Fieber schon da — hat sich das Gift schon tiefer in die Gedärme gesenket, so gebe man schnell abführende Mittel. Der Zeitraum in dieser Krankheit, zwischen krank werden und sterben, ist

der ersten Wege, wo nicht völlig aus dem Körper gebracht, zum wenigsten dadurch, so unschädlich gemacht werde, daß es die Natur desto freyer jetzo bearbeiten könne.

ist so kurz, daß sich an andere Nebenmitteln nicht denken läßt. Je grösser nun die Gefahr, desto thätiger muß der Arzt, und folglich desto wirksamer müssen die Mittel seyn, die er wählt. Welche schmeichelnde Aussicht, die Pest von nun an, weniger gefährlich, durch eine so leichte einfache Curart, zu machen! — Vielleicht auch weniger ansteckend, weil das Gift, wenn es ausgeführet ist, nicht mehr die Kraft haben kann, so schnellwirkend, aus dem todten Körper in den lebendigen überzugehen. Denn die Erfahrung ist ohnstreitig, daß Todte die nicht gereiniget — bey denen das Gift in den Gedärmen geblieben, ansteckender sind, als Lebendige, noch an der Seuche krankliegende. Die Kleider dergleichen Todten, bleiben noch lange Zeit nachher jedem Individuo gefährlich. Daher sie auch aus Vorsicht verbrannt werden müssen.

§. 32.

Es ist eine alte bekannte Regul, die auch Nichtärzte, kurz, jeder Mensch weiß, und wissen soll und muß, daß so lange bey einem Kranken, noch der Hauch da ist, so lange ist es Pflicht alles zu versuchen, um ihn wieder herzustellen. Die Menschenliebe heischet diese Pflicht. Und eben diese Menschenliebe spornt uns an, auch Kran-

Kranken in der bösartigen Pest beyzustehen. Der Erfolg ist selten glücklich, deswegen aber muß man nicht verzweifeln. Wenn von vielen Unglücklichen nur Einige wieder hergestellet werden, welche Belohnung — welche Zufriedenheit, fühlet dabey der ausübende Arzt oder Wundarzt! Er giebet dem Staate einen Bürger. Er hat Anspruch auf jene Krone, die bey den Römern so geschätzt war. Doch Belohnungen können den Werth nicht überwiegen, welchen das Bewußtseyn — jenes sanfte Gefühl, zeuget, einem Menschen das Leben gegeben zu haben. So viel unangenehmes die ausübende Arzeneykunst mit sich führet, daß man sie mit Weikard, manchmal verwünschen möchte, wenn man helfen soll, und es nicht kann; eben so viel reizendes hat sie auch. Niemand kennet das Gefühl, und kann es nicht haben, was ein Arzt hat, wenn er in verzweifelten Fällen alle Seelenkräfte anspannt, sucht — wählt — findet — und was er angemessenes nach dem Zustande gefunden, nun passend — nun wirksam ist, und dadurch den Kranken gleichsam aus den Rachen des Todes reißet. Wie schwillt seine Brust! Wie wohl — wie zufrieden ist er jetzt! Die ganze Schöpfung scheint in seinen Augen heiterer. Alles lacht, weil er lächelt. — Nun zur Sache. In der Pest mit

gänzlicher Beraubung aller Kräfte — des Bewußtseyns, muß man nichts versucht lassen. Das erste Bemühen gehet dahin, den Kranken zu ermuntern. Ist er noch im Stande etwas zu schlingen, so giebt man ihm eine Gabe Mixturae simplicis, Hirschhorn- oder Salmiackgeist, ein Schluck Wein mit Hirschhornsalz, Hoffmanns schmerzstillenden Geist, oder wenn nichts weiter zur Hand, Camphergeist. Man reibt ihn mit Eßig — mit Eis. Man legt ihm ein Blasenpflaster über den Unterleib, und zu gleicher Zeit legt man heiße Ziegel oder Feldsteine an die Füße. Kurz, man thut alles, um ihn zu ermuntern, so bald er nur in etwas zu sich gekommen, so muß man keine Zeit verlieren, durch Eßig-Clystiere die wurmförmige Bewegung der Gedärme, wieder herzustellen. Erfolgen darnach Ausleerungen, so hat man noch einige Hofnung den Kranken zu retten. Hier ist nun die Rinde ein passendes Mittel, bey deren Gebrauch müssen die reizende Clystiere fortgesetzt werden, sie werden bey wenigen den Unrath, wo nicht abführen, zum wenigsten doch herunter locken, und hat nun der Kranke sich so weit erholt, so reicht man ihm ein schnell wirkendes Abführungsmittel, das aber seinen Kräften angemessen seyn muß. Der Zeitpunkt eine Abführung zu reichen, läßt sich hier

genau bestimmen. Gemeiniglich ist bey diesen Kranken die Zunge fast natürlich und feucht; so bald sie aber nach dem Gebrauch der Rinde trocken wird, so muß man keine Zeit verlieren den Gedärmen zu Hülfe zu kommen, die sich nun zusammen gezogen haben. Man gebe ihnen jetzt noch einen Reiz, und die Ausstoßung des Faulen ist bewerkstelliget. Nach diesen Ausleerungen setze man den Gebrauch der Rinde fort, und beharre damit bis zur Besserung. So selten es auch glückt einen von diesen Unglücklichen auf die Art zu retten, so ist es doch auf Vernunft und Erfahrung gegründet, so und nicht anders zu handeln. Wenige glückliche Versuche berechtigen mich dieses Verfahren anzurathen. In dieser Gattung Pest, kommen selten Beulen zum Vorschein, wohl aber Petechen, die nach dem Grade der Bösartigkeit, bald klein, bald groß, bald roth, bald schwarz, sind. Letztere wenn sie groß sind, fließen auch wohl zusammen, und formiren tödliche Carbunkeln. So schrecklich der Zustand dieser Krankheit ist, so ist er es doch nicht vom Anfange der Krankheit so gewesen. Gemeiniglich sind es Kranke, die zu Anfange vernachläßiget, und durch die Zunahme der Seuche in diese traurige Lage gebracht werden. Wie leicht, wie einfach hätte man ihnen, wenn sie zur rechten Zeit

Hülfe

Hülfe gesucht, helfen können! Auch hier muß ich es wiederholen, daß der Tod dergleichen Kranken, die Seuche mächtig verbreite, daher erfordert ihre Beerdigung viele Vorsicht.

§. 33.

Die Kranken an der Hirnwuth und mit hefkigen Fiebern werden gleichfalls zu spät gebracht. Was vermag die Kunst in solchem Zustande? Ich erinnere mich auch nicht einen Einzigen gerettet gesehen zu haben. Alle starben eines elenden Todes. Vielleicht könnte hier ein warmes Halbbad, und Eis und kalte Umschläge am Kopf versucht werden? Vielleicht auch sonsten was? — ich weiß aber Nichts. Gemeiniglich überfiel diese Pest die vollblütigen, starken und saftreichen Körper, folglich unsere schönsten, tapfersten Leute, auch Trinker waren derselben ausgesetzt. Ich habe schon oben gesagt, daß diese Wuth sich mit dem Tode endige. Welche schaudervolle Scene, wenn ich mir dergleichen Elende ins Gedächtniß zurück rufe! Ihr rothes — wildes Auge, ihr Schnauben, ihr pfeifender Athemzug waren Beweise von dem was in ihrem Innern vorgieng, mit welcher Unruhe — mit welcher Angst sie gequälet wurden. Die Kräfte die sie bey ihren Handlungen ausübten, waren zum

Erstaunen. Man mußte sie einsperren, die Nothwendigkeit erforderte es. Sie würden sonst viel Unheil in der kurzen Dauer ihres unglücklichen Zustandes angerichtet haben. So schrecklich ihr Anblick, um so fürchterlicher ist ihr Ende. Die heftigsten Zuckungen wechseln mit der Wuth ab, kein Glied wird verschonet. Alles wird an ihnen verdrehet — verzerret, und nun erst erfolgt nach so vieler Marter der Tod. Es giebt aber auch Fälle, wo die Wuth sich mit einem schnell tödtenden Schlagfluß endiget. Auch diese Todte sind mit Flecken bestreuet, so wie es auch die Schlagflüßigen sind. Die Gefahr der Ansteckung dieser Todten kann nicht genug eingeschärft werden.

§. 34.

Was die Behandlung der Pestbeulen anbetrift, so ist sie sehr einfach. Anfänglich leget man auf die schmerzhafte Stelle eine mit warmen Wasser halb angefüllte Rinderblase, und wechselt sie beym Erkalten um. Man kann auch zu dieser Absicht dicke Grütze mit Leinöl, zwischen Tücher geleget, gebrauchen. So bald die Beule sich erhebt, so leget man einen Teig aus Mehl und Honig auf, zu welchen man noch gebratene Zwiebeln mischen kann. Die Erfahrung, die man bey venerischen Leistenbeulen gemacht hat,

läßt sich auch bey den Pestbeulen anbringen. Man öfne sie ja nicht zu früh, sondern warte lieber ab, bis die Beule von selbst durchbricht. Die Schmelzung gehet dadurch besser von statten, und das Geschwür heilet geschwinder. Ich habe gesehen, daß die geöfnete Pestbeulen sehr langwierige fistulöse Geschwüre nachlassen. Man folge also meinen Rath, und lasse die Beulen so lange reifen, bis sie von selbst aufgehen. Man fürchte dabey nicht, daß das Gift wieder ins Blut resorbiert werde. Davor sorgt Mutter-Natur schon. Hat diese einmal so viel Kräfte gehabt, eine Absetzung des Gifts zu bearbeiten, hat sie sich den füglichsten Ort dazu ausgesucht, so wird sie auch gewiß das Werk vollenden. Es ward ein Maldavanischer so genannter Pestarzt nach Ismail geschickt. Er berühmte sich diese Krankheit auf eine leichte Art heilen zu können, nur müßten es Kranke mit aufkeimenden, noch unreifen Pestbeulen seyn. Es wurden ihm einige dergleichen Kranke übergeben. Fleischermäßig, bewafnet mit einem Brodmesser, schälte er die Beulen, die noch kaum die Größe einer Haselnuß hatten, aus. Es kamen aber von diesen Unglücklichen keiner auf, das Fieber entzündete sich darnach heftiger, und sie starben alle, noch ehe ihre Wunden geschlossen waren. Aus Furcht

der

der Strafe ward dieser Mörder unsichtbar. Nach dem freywilligen Aufbruch der Beule, mache man den Verband, wo möglich einfach, man gewinnt doppelt dadurch. Eins theils kann der Kranke sich selbst bedienen, und, welches noch wichtiger, die Zirulnicken sind der Ansteckung nicht so leicht ausgesetzt. Ich pflegte daher den Teig noch einige Tage nach der Oefnung fort gebrauchen zu lassen. Er befördert die Eiterung und dient zu gleicher Zeit, als Umschlag, Pflaster und Salbe. Mindert sich der Ausfluß des Eiters, legt sich die erschlafte Haut wieder an, und die Höle fängt an, sich zu füllen, so braucht man nur irgend ein Klebpflaster zur völligen Heilung der Wunde. In diesem Zustande können die Kranken ohne Schmerzen, aufrecht herum gehen, und noch ehe die Wunde gänzlich geschlossen, der Krankenwärter Verrichtung vorstehen. Da im Gegentheil, wenn die Beule kunstmäßig geöfnet, die Höle mit Korpey ausgefüllet, und bey jedem Verbande Korbeyknötchen mit Salben eingebracht geworden, so verhärten sich die Ränder des Geschwürs, der Eiter verwandelt sich in Jauche, die Heilung verzögert sich, und der Kranke muß lange an Krücken gehen, und ist sich und andern zur Last.

§. 35.

§. 35.

Die Besorgung der Carbunkeln ist folgende: So bald der Kranke sich über irgend einen Schmerz an der äußern Fläche seines Körpers beklaget, so siehet man nach und findet man denn eine kleine Blase, so bedecket man sie mit der gewöhnlichen Digestivsalbe, die mit Eßig verdünnet, und mit gestoßenen Myrrhen versetzt ist. Man bestreicht damit ein Läpchen, und legt es auf die schmerzhafte Stelle. Ueber der Salbe applicirt man eine in Eßig getunkte Compresse, die so groß seyn muß, daß sie den ganzen Umfang der kranken Stelle bedecket. Dieses Verfahren bleibt bey kleinen Carbunkeln in der Folge das nemliche, bis die Eiterung und Absonderung erfolget. Ist der Carbunkel von größerm Umfange, so müssen der Fäulniß widerstehende Umschläge aus Wermuth, Camillen, Eichenrinde und Alaun in Eßig gekocht, angewandt werden. So bald die Absonderung erfolget, so behandelt man das Geschwür nach bekannten Regeln. Einschnitte sind selten oder fast gar nicht nöthig, denn macht man sie gleich, nachdem die Blase geplatzet, so sind sie ohne Nutzen, weil nichts desto weniger der Carbunkel um sich greift, bis die Natur ihm Grenzen setzet, und hat sich alsdenn der Rand, durch dieses heilsame Bemühen der Natur entzündet

zündet und gehoben, wozu noch Einschnitte? In dem Abgestorbenen könnte man welche machen, damit die Arzeneyen besser einwirken möchten, allein diese zähe, lederartige Substanz widerstehet dem Messer. Der Vortheil, der daraus wächst, ist nicht so groß, daß man dadurch den Kranken quält, denn die Gewalt, die man dabey anwenden muß, um mit dem Messer durchzukommen, gehet nicht ohne Schmerzen ab.

§. 36.

Die Petechen erfordern keine besondere äußerliche Behandlung, eben so wie die Striemen, sind sie groß, so wäscht man sie mit Campheressig oder bloßen Eßig. Ihre Gegenwart zeuget von vielen Unrath der Gedärme. Die Cur der Flecken ist also mit der Cur der Pest verbunden. Heut zu Tage gebrauchen wir bey dergleichen Symptomen, keine besondere, keine Giftarzeneyen mehr, sie durch die Haut auszujagen. Wir begegnen dem Fieber, wir reinigen die ersten Wege, und geschiehet dieses zeitig genug, so verschwinden die Flecken von selbst.

§. 37.

Dies wäre also alles, was der Arzt oder Wundarzt bey der Cur der Pest leisten könne.

Nicht

Nicht mehr nicht weniger erfordert die Natur und Eigenschaft des Uebels. Vielleicht scheint manchem diese Curart zu einfach, nicht künstlich, nicht zusammen gesetzt genug gegen ein so gräuliches Uebel, als die Pest ist. Diesem kann ich weiter nicht helfen. Vielleicht auch vermuthete man von mir in dieser Seuche neue Heilmittel zu lesen; ich bekenne offenherzig, daß ich keine weiß. Specifike Mittel werden wir gegen dieses Uebel niemals ausdenken; diese finden so wenig in der Pest, als in andern Krankheiten statt. Jede Krankheit will vernunftmäßig behandelt seyn. So hoch die Empyrie in unsern Tagen gestiegen, und noch täglich steigt, so behält der dogmatische Arzt doch immer seinen Werth.

§. 38.

Alles Bemühen der Aerzte würde vergebens seyn, wenn zur Pestzeit die Obrigkeit durch gute Anordnungen und Vorkehrungen dieses Uebel nicht steuren hilft. Denn so lange die Gemeinschaft zwischen Gesunden und Kranken nicht gehoben wird, so lange hat man zur Tilgung derselben wenig Hofnung. Die Nothwendigkeit erfordert also, daß bey Entstehung dieser Landplage ein Pesthaus errichtet werde. Es ist aber nicht genug, daß man dazu einen entlegenen Ort wähle.

Man

Man muß auch dabey auf den Nutzen und Bequemlichkeit der Kranken Rücksicht haben. So lange ein Pesthaus ein Ort ist, wo sterbende und leichte Kranke, Todte und Lebendige ohne Unterscheid, ohne Ordnung, in engen Behältnissen zusammen geschleppet werden, so lange bleibt es auch ein Giftpfuhl, wodurch die Seuche in der Stadt und Gegend mehr verbreitet, als derselben gesteuret wird. Ist es wohl zu verargen, daß Leute lieber, die Krankheit verheelen, lieber sterben, als sich nach einem Aufenthalt begeben wollen, wo Gräuel, Schaudern und Tod ihren Sitz aufgeschlagen. Man erlaube mir also einen Vorschlag zu thun, wie ein Pesthospital muß eingerichtet werden. Gebäude in den Städten verbreiten zu leicht die Ansteckung. Es mag noch so geräumig seyn, so werden die Zimmer so vergiftet, daß Aerzte und Krankenwärter zuletzt Gefahr laufen angesteckt zu werden. Das Gift wird so bösartig dadurch, daß es auch bey leichten Kranken tödtlich wird. Man wähle also einen Platz dazu, außerhalb der Stadt, und wo möglich am Flusse gelegen. Man umzäune denselben, und lasse den innern Raum hinlänglich weitläuftig. In diesem abgetheilten Umfange richte man Pfähle in der Erde auf, und verbinde sie oben, damit man ein ziemlich erhabenes Dach über sie

auf-

aufrichten könne. Das Dach muß für Regen fest seyn, es muß aber mit verschiedenen Oefnungen oder Dachfenstern gebauet seyn, die alle mit festen Klappen versehen seyn müssen, damit sie nach Umständen der Witterung leicht auf und zuzumachen sind. Rund um muß daß Gebäude offen seyn, damit die freye Luft durchstreichen könne. Bey starken Winden, Regenwetter, zur Herbst oder Winterzeit, wird es mit beweglichen Seitenwänden, aus Stroh oder Schilf geflochten, umgesetzet, man kann sie auch von gedoppelter Leinewand machen, diese müssen aus verschiedenen Stücken bestehen, daß man sie nach den Umständen, wie bey den Officierszeltern, bald ab, bald zuknöpfen könne, so wie es die Witterung erfordert. In der Mitte dieses Gebäudes muß ein Feuerheerd angebracht seyn, über welchen ein breiter trichterförmiger Schorstein, durch das Dach hinaus, sich hebt. Dieser Heerd dienet Steine heiß zu machen, Umschläge, Decocte zu kochen und Eßig und Wasser zu erwärmen u. d. gl. Außer diesen müssen noch in der Mitte längst dem Gebäude Vertiefungen in der Erde angebracht seyn, wo man zum Räuchern abwechselnd ein Feuer aus Kien oder Wacholderholz, anlegen kann, um die faule stockende Luft unter dem Dache in Bewegung zu setzen;

zu gleicher Zeit werden in dieser Absicht die Dachfenster geöfnet, um allen Gestank besser auszujagen. Die Kranken liegen längst den Seitenwänden herum, damit in der Mitte Platz für Aerzte und Krankenpfleger genug bleibt ohne sich nah an den Krankenbetten zu reiben. Bettstellen sind Pestkranken nicht zu rathen, ich schlage daher eine Art von Tragbahren vor. An zwey, mehr denn einer Klafter langen Stangen von mäßiger Dicke, wird grobe Leinewand, oder geflochtene Stricke befestiget. Diese Stangen ruhen auf vier mäßigen Pfählen, die in angemessener Entfernung in die Erde geschlagen werden, an diesen werden mit Stricken die Stangen der Tragbahre befestiget und straff angezogen. Damit diese Pfähle aber auch nicht nachgeben möchten, so sind an jedem zu oberst, mäßige Stricke gebunden, und mit Pflöcken wie bey einem aufgeschlagenen Zelte in der Erde befestiget. Diese Art Tragbahre haben das Gute an sich, daß sie nach Genesung des Kranken, füglich auf eine Zeitlang in Fluß geworfen, nachdem ausgewittert und ausgeräuchert werden können, auf die Art sind sie in Zukunft wieder zu gebrauchen. Ihr größter Nutzen aber bestehet darinn, daß wenn der Kranke stirbt, sie den Todtengräbern zur Handhabe dienen, damit diese nicht so leicht

durch

durch das Berühren, der Gefahr der Ansteckung sich aussetzen. Denn nun brauchen sie nur die Stricke, womit die Tragbahre an den Pfählen befestiget waren, loszuschneiden, so hebt man den Todten mit seinem Bette auf, bringt ihn nach den Kirchhof, und wirft ihn, ohne ihn weiter zu berühren, ins Grab. Hier müssen diese Tragbahren aber auch stehenden Fußes mit Kopfküssen und Bettpfählen zugleich verbrannt werden. Denn alles was nahe um den Verstorbenen an der Pest gewesen, ist ferner nicht zu gebrauchen, es ist vergiftet, und muß dem Feuer übergeben werden. Das Bettzeug der Pestkranken muß aus geneheten Säcken von Leinewand bestehen, welche man mit Stroh oder Heu stopfet. Geneset der Kranke, so reiniget man sie, wie die Tragbahren im Fluß und durch Auswittern und Räuchern. In diesem eingezäunten Bezirke muß außer diesem Pesthause noch ein festes Gebäude seyn, für Reconvalescirende zur Herbst- und Winterszeit. Dieses Haus muß so viele Abtheilungen haben, daß die Wiederhergestellten auch in besondere Zimmer darinne Quarantaine halten können. Es muß hoch, luftrein, mit Oefen, und allen Bequemlichkeiten versehen seyn. Auch muß daselbst ein Platz für Kranke mit verdächtigen Zufällen, bestimmt seyn, denn es wer-

den sehr ofte Kranke nach den Pest-Hospitälern gebracht, die nichts weniger, denn die Pest haben; selbige unter die Pestkranken zu legen, wäre nicht zu verantworten, und sie zurück zu schicken, gefährlich, sie müssen also daselbst so lange bleiben, bis sie genesen, und nun erst werden sie nach überstandener Quarantaine wiederum entlassen. Ein 2tes festes Gebäude muß zur Küche, Apothecke, für Aerzte, Wundärzte, Zirulnicken, Krankenwärter und Geistliche in diesem Bezirke, errichtet werden. Vor dem Eingange dieses abgezäunten Raumes, gehöret ein Wachhaus, wo ein thätiger Officier, mit den schärfsten Befehlen versehen, eine Kette von Schildwachen, rund um den Bezirke von außen postirt, die ein wachsames Auge haben müssen, damit keine Gemeinschaft über den Zaun, mit Gesunden gepflogen werde, wofür leider aus trauriger Erfahrung, kein Zaun zu hoch und fest errichtet werden kann. Vielleicht wird man mir den Einwurf machen, daß das luftige Pesthaus nur im Sommer statt finden könne. Ich weiß aber aus der Erfahrung, daß kein Pestkranker, so lange das Pestfieber, und folglich die Gefahr dauret, jemalen über Kälte, sich beklaget habe. Der Winter 1770 war so heftig in den dortigen Gegenden, daß Greise unter den Einheimischen, sich dergleichen

nicht zu erinnern wußten, und doch lagen unsere Pestkranke unter dünnen Zeltern auf der Erden und schienen sich dabey gut zu befinden, so bald aber das Fieber nachließ, und sie zu Gefühl kamen, wurden sie in dazu bestimmte Häuser verleget. Noch mehr, die neuesten und besten Schriftsteller stimmen darinne überein, daß faule bösartige Kranke, durchaus in freyer Luft behandelt werden müssen.

§. 39.

Doch dies Pesthaus würde von wenigem Nutzen seyn, wenn zur Zeit der Seuche nicht eine gehörige Ordnung beobachtet, wird. Diese muß darinn bestehen, daß in allen Häusern der Stadt, und in Lägern, alle Zelter, auf das genaueste nachgesehen werden, ob nicht Jemand erkranket? Zu dieser Untersuchung muß ein Officier und Wundarzt bestellet werden. So bald nun ein Pestkranker aufstößt, so wird gleich Nachricht ans Pesthaus gegeben, um ihn dahin abholen zu lassen; findet man aber Jemanden mit verdächtigen Zufällen, so fertiget man ihn ins Lazareth ab, wo er an einem abgesonderten Orte, und unter besondern Zeltern, so lange gehalten wird, bis wahre Kennzeichen der Pest sich zeigen, alsdenn wird er gleichfalls

falls ins Pesthospital abgefertiget. Hierzu nun müssen besondere Wägen gehalten werden, wovon in dem Bezirke des Pesthauses eine hinlängliche Anzahl, mit den benöthigten Fuhrleuten vorhanden seyn müssen. Jedesmal muß eine Wache in gewisser Entfernung diese Wägen begleiten, damit die Fuhrleute keine Ausschweifung begehen und mit Niemanden Gemeinschaft pflegen. Wenn nun der Kranke ins Pesthaus ankömmt, so wird er von einem Wundarzt in Empfang genommen. Seine Kleider, und alles, was um ihn ist, wird verbrannt. Das Geld aber, so er bey sich führt, wird in Eßig geworfen, und darinn einige Zeit aufbewahrt, ehe man es angreift. Alsdann wird er zuerst in das luftige Pesthaus verlegt. Hier bleibt er unter der Aufsicht und Behandlung der bestellten Aerzte und Wundärzte, bis das Fieber sich mindert, das heißt, bis er gehörig ausgeleeret, und seine Beulen und Carbunkeln Zeichen der Eiterung von sich geben, nach diesem wird er des Sommers in besondere Zelter, im Winter aber in das feste Pesthaus, übergebracht. Hier bleibt er bis zur völligen Heilung. Wenn nun der Kranke völlig gesund und hergestellet ist, so läßt man ihn im Flusse sich baden, unterdessen wird Nachricht ans Commando oder den Angehörigen gegeben,

es

es werden ihm von dort Kleider gebracht, und nach derselben Anlegung wird er entlassen.

§. 40.

Der Mensch ist nun schon einmal so, wenn er elend ist, und keine physische Mittel zu seiner Rettung um sich sieht, so nimmt er seine Zuflucht zum Unsichtbaren — zum Himmel. Wer kann es ihm verdenken, wenn er sich dadurch beruhiget fühlet? Die Erfahrung lehret uns, daß zur Pestzeit, die ruchlosesten Menschen, die besten Christen geworden sind. Ein Geistlicher also ist unumgänglich nöthig beym Pesthause. Mein Vorschlag wäre ein Kirchenzelt, neben dem luftigen Pesthause in einiger Entfernung aufzuschlagen, worinn der Geistliche Messe lesen kann, die Wände braucht man nur von der Seite zu öfnen, so haben die Kranke den Geistlichen im Gesichte, und können ihre Andacht halten. Das Licht kaufen, das Kreuz und die geheiligten Bilder küssen, und alle gottesdienstliche Handlungen, die ein Berühren oder Gemeinschaft voraus setzen, müssen auf das schärfste verboten werden. Der Geistliche kann auch einen Zutritt ins Pesthaus haben, den Verzweifelnden — Schwachen — und Leidenden, Muth zusprechen, ihn trösten, Gebeter über ihn lesen, heischet seine Pflicht. Dieses

alles kann er in gewisser Entfernung vom Krankenbette verrichten. Beichten aber, die Sacramente reichen, die letzte Oelung vornehmen, muß durchaus ihm untersaget seyn. Jedesmal, daß er sich ins Pesthaus begiebt, muß er einen Pestkittel anlegen *).

§. 41.

Die Pflichten eines Pestarztes oder Wundarztes, sind wichtig. Wenn er nicht Patriot — nicht Menschenfreund ist, so siehet es schlecht um die armen von der ganzen Welt verlassenen Kranken aus. Von ihm und seinen Anordnungen hängt hauptsächlich das Wohl und die Gesundheit so vieler Tausenden ab. Thätigkeit, Fleiß, und Unverdrossenheit, müssen seine Haupteigen-schaften

*) Man verstehet unter dieser Benennung ein langes weites Hemd, aus gewächstem Taffet, Wachstuch, oder von Leinewand, das in Theer getunkt und getrocknet worden. Um Halse und an Händen schliessen sie fest an, und damit sie am Leibe besser anschliessen möchten, so werden sie mit einem Gürtel angezogen. Ich habe welche gesehen, die hinten mit einer Kappe versehen waren, welche man über den Kopf ziehen, und also Mund und Gesicht bis an die Augen bedecken kann. Die Einrichtung davon ist willkührlich nach eines Jedweden Geschmack.

schaften seyn. Bey Ausübung seines Amtes ist es nicht nothwendig, sich der Gefahr der Anstekkung durch Berührung der Kranken auszusetzen. Ich habe in dieser Abhandlung mit Vorbedacht der Beschaffenheit des Pulses nicht erwehnet. Ich bekenne offenherzig, daß ich ihn niemalen bey Pestkranken gefühlet habe. Jeder practische Arzt und Wundarzt, der nur in etwas mit den animalischen Einrichtungen unsers Körpers bekannt ist, bedarf es nicht. Sein practisches Auge siehet in der Entfernung, was bey und in den Kranken vorgehet, was ihm etwa mangelt, erforscht er durchs Fragen, und kann der Kranke ihm darinn nicht hinlänglichen Aufschluß geben, so thun es an dessen statt die Wärter. Die Vorsicht die er sich zur Erhaltung seiner Gesundheit bedient, erstreckt sich auch auf dessen Untergebene, bis auf den letzten Zirulnick. Es ist Pflicht von ihm diese Leute zu warnen, ja auf das schärfste zu verbieten, keinen Kranken ohne Noth zu berühren; erfordert dieses aber die Nothwendigkeit und das Wohl des Kranken, so muß er stehenden Fußes anbefehlen, daß man sich vor erst die Hände mit Eßig wasche, nach Endigung seiner Geschäfte aber unverzüglich im Flusse sich bade. — Ob man nüchtern oder nach dem Genuß etwas Geistigen sich zu Pestkranken nähern solle? Ist

eine Frage, die sich schwer entscheiden läßt. Ich pflegte des Morgens nach dem gewöhnlichen warmen Getränke, eine Gabe von Whytts Fieberrinden-Tinktur zu nehmen, und befand mich gut dabey. Vielleicht haben andere es nicht nöthig. Meine Meinung darüber ist diese: Wenn die Kraft des Herzens stark genug ist, den Kreislauf des Blutes gleichförmig zu unterhalten, so bedarf man keines Anspornens — keiner Tropfen, keines Branntweins dazu. Im Falle aber der Herzensschlag und dessen Wirkung auf das Adersystem schwach ist, so kann etwas Geistiges mäßig genossen, von Nutzen, ja wohl gar nothwendig seyn. Der so oft erwähnte Pest-Chirurgus Popow, trank bald einen Schluck Brandewein, und bald unterließ er es, so wie die Witterung oder der Naturtrieb es erforderten. Er bediente sich der Vorsicht, seine Kleider, selbst das Hemde beym Eingang ins Pesthaus zu wechseln. Nach vollendeten Besuche der Kranken, legte er jene Kleider wiederum ab, wusch sich den ganzen Leib mit Eßig, und nun zog er seine vorigen Kleider wieder an. Auf die Art hat er in allen Gefahren, zwey Jahre sein Leben und seine Gesundheit gerettet. Ich rathe daher in diesem Verfahren seinem Beyspiel zu folgen. Von großer Wichtigkeit ist die Oefnung des Leibes,

man

man sorge ja davor, und lasse keine Verstopfung einreißen, sondern komme derselben durch Clystiere zuvor. Mäßigkeit, und kurz der Beobachtung der so genannten nicht natürlichen Dingen, komme man so viel als möglich nach. Fontanellen, wovon man so viel Rühmens machte, können nicht so viel Nutzen schaffen als man sich davon verspricht, denn diese künstliche Ausleerung ist zu unbedeutend. Von großen Nutzen ist es aber, des Morgens beym Erwachen, nach dem Genusse des warmen Getränkes im Bette eine Ausdämpfung abzuwarten. Man kömmt dadurch der Anfüllung zuvor, das Gleichgewicht der Säfte wird wieder hergestellet, und der Herzensschlag und das Adersystem wirkt jezt freyer. Auch Aerzte, Wundärzte und ihre Untergebene bedienen sich der Pestkittel, zur Zeit der Ausübung ihres Amtes.

§. 42.

So nothwendig das Amt der Krankenwärter ist, so gefährlich ist es, weil ihre Pflicht die unmittelbare Berührung der Pestkranken voraus setzet. Wähle man auch dazu die gesundesten, Menschen, sie mögen jung oder alt seyn, über lang oder kurz werden sie ein Opfer der Seuche. Bey Einrichtung eines Pesthospitals ist diese Be-

dürf-

dürfniß wichtig, und mit so vielen Schwierigkeiten verknüpft, daß nur große Belohnungen oder Zwang vermögend sind, zur Noth, Wärter anzustellen. Dieses ist aber auch nur der Fall im Anfange. Denn glücklicher Weise hat man die Entdeckung gemacht, daß die Genesende aus dieser Krankheit der Ansteckung nicht so bald unterworfen sind. Ich sage nicht so bald, denn verschiedene Beyspiele haben mich belehret, daß auch Wiedergenesende nach einiger Zeit aufs neue befallen sind. Man nehme also aus den Genesenden eine gewisse Anzahl zu Wärtern. Man bestimme sie aber auch dazu nur auf eine gewisse Zeit, damit sie in Zukunft nicht Gefahr laufen, wieder zu befallen. Kranke, die sich bald erholen, die sich in dem Zustande der Anfüllung befinden, sind daher zu Wärtern nicht tauglich, das Gift faßt sehr leicht bey ihnen aufs neue Wurzel. Es ist nothwendig, daß sie unter scharfer Aufsicht gehalten werden. Sie pflegen zur Völlerey — zu Ausschweifungen, sehr geneigt zu seyn. Ihr schwerer Dienst erfordert Aufmunterung. Sie zu karg halten, hieße ihnen den Muth benehmen. Man gehe also den Mittelweg darinn. Man reiche ihnen dann und wann ein Ausführungsmittel, man sehe darauf, daß sie sich täglich im Fluße baden, und schärfe ihnen

nen ein, daß sie sich ohne Noth mit denen Kranken nicht zu sehr einlassen. So lange bey dem Pestkranken die Haut durch den Fieberkrampf trocken und geschlossen ist, dürfte die Berührung derselben nicht so gefährlich seyn, man warne sie aber alle Vorsicht zu gebrauchen bey jeder Ausleerung, die der Kranke bekommt. Die Nachtgeschirre müssen sie niemalen mit Händen anfassen, es müssen dazu besondere Hacken bestimmt seyn. Auch muß ein hinlänglicher Vorrath von ungelöschten Kalk in Bereitschaft gehalten werden, die Nachtgeschirre damit zu bestreuen und zu reinigen. Nach jeder Berührung müssen sie sich den Mund mit Eßig ausspülen, und Gesicht und Hände damit waschen. Todte müssen sie durchaus nicht berühren. Sie müssen in Theer getunkte Kittel haben, und jederzeit Handschuh bey ihrer Bedienung anziehen. Den Pestkittel müssen sie, bevor sie sich in ihre Wohnungen begeben, an einem besondern Orte ablegen, und sich nochmalen Hände, Gesicht, und Brust mit Eßig waschen, oder noch besser sich im Fluße baden, und alsdenn erst ihre gewöhnliche Kleider anlegen. Daher denn auch ihrer so viele seyn müssen, daß sie sich nach Verlauf gewisser Stunden abwechseln können. Da zur Aufrechthaltung der Ordnung unter ihnen so vie-

les

les zu beobachten, so stehen sie unter einen besondern Aufseher.

§. 43.

Die Verstorbenen an der Pest zu entfernen, müssen besondere Todtengräber oder Träger, angesetzt werden. Man wählt sie gleichfalls aus der Zahl der Gesundgewordenen. Sie wohnen zwar in dem Bezirke des Pesthofes, allein von den Krankenwärtern abgesondert, mit denen sie auch keine große Gemeinschaft haben müssen. Wenn sie nun die Todte wegbringen sollen, so öffnen die Krankenwärter, die Seitenwände, des Pesthauses in der Gegend, wo der Todte liegt, und lassen sie ein, diese heben denselben, nachdem sie die Stricke zerschnitten, mit der Tragbahre und allem was um ihn ist auf, und tragen ihn nach den dazu bestimmten Platz. Das Abwaschen, Umkleiden, Särge und alles Ceremoniel muß durchaus verboten werden. Die Gräber müssen in Vorrath gegraben werden, und von ansehnlicher Tiefe seyn. Auch muß darnach gesehen werden, daß man nicht mehrere Todte in eine Grube wirft, denn dadurch werden die Todte nicht allein mit zu wenig Erde bedecket, sondern das Volumen der Fäulniß dünstet zum Nachtheil der Lebenden, aus der Erde auch

stärker

stärker empor. Hat man so viel Kalk vorräthig so könnte man die Körper, ehe man sie mit Erde beschüttete damit bestreuen. Die Träger müssen ohnedem mit Hacken versehen seyn, womit sie den Todten in die Gruft lassen. Das Bett und die Tragbahre wird auf der Stelle verbrannt. Die Beerdigung wird nur in der Morgen- und Abenddämmerung vorgenommen. Zur Erhaltung der Gesundheit müssen sie gleichfalls in Theer getunkte Handschuh und Kittel mit Kappen über den Kopfe tragen, und außerdem die Nase und den Mund sich mit einen Eßiglappen zubinden, damit sie die Ausdünstung des Todten nicht in sich schlucken. Jedesmal begleitet sie eine Wache, um vorzubeugen, daß diese Art Leute sich diese Gelegenheit nicht zu Nutze machen, und mit Jemanden außerhalb des Bezirks in Verständniß stehen möchten. Diese Wache ist von Wichtigkeit. Unser Soldat überläßt sich in dergleichen Fällen zu sehr der Vorsehung, sie könnten sich mit den Todtengräbern zu nahe einlassen, oder aber gegen kleine Gefälligkeiren den eingesperrten Todtengräbern erlauben, mit irgend Jemand Umgang zu pflegen, wodurch dem Publiko großes Unheil erwachsen könnte. Es muß also dieser Posten einem einsichtsvollen glaubwürdigen Unterofficieren anvertrauet werden, mit

2 bis

2 bis 4 Mann Wache. Er muß zugleich darnach sehen, daß die Wache in hinlänglicher Entfernung, der Leiche folge. Bey ihrer Zurückkunft, und nach geendigter Verrichtung müssen die Todtengräber sogleich ihre Kleider wechseln und sich im Flusse baden.

§. 44.

Von Veget bis auf unsere Zeiten hat man so viel und manches von der Erhaltung der Gesundheit der Soldaten geschrieben. Der Gegenstand muß also wichtig seyn. Es ist zu beklagen, daß so viele Vorschläge bey den Einrichtungen unserer Armeen nicht anzubringen sind; theils weil sie das Locale verfehlen, und schwer in der Ausführung bleiben, theils auch, weil manche, den Kriegsregeln widersprechen. Da es nun die Materie, wovon ich handle, so mit sich bringt, so erlaube man mir bey den Vorbeugungsmitteln wider die Pest, auch einiger Vorschläge zur Erhaltung der Gesundheit dieses für dem Staate so wichtigen Standes, zu berühren.

§. 45.

Das Luftmeer, das uns umfließet und die Beschaffenheit desselben, stehet nicht in unserer Macht, noch Gewalt, zu verbessern. Daher ist mir

mir der Vorschlag jenes Franzmannes *) jederzeit lächerlich gewesen, durch Abfeuerung grobes Geschützes die Beschaffenheit der Atmosphäre zu verbessern, und die Pest zu vertreiben. Eben so wenigen Nutzen kann man sich von dem Anzünden der Misthaufen auf den Gassen zu gleicher Absicht versprechen, welches bey uns sehr im Gebrauch war. So wenig man die salzige Eigenschaft des Oceans durch Zugießung süßes Wassers verbessern kann, so lange das Meerwasser in seiner ursprünglichen Bewegung und Gemeinschaft bleibt; so wenig läßt es sich von der Luft denken. So bald man aber das Meerwasser in ein Behältniß einschließt, so erreicht man sehr leicht seinen Endzweck. Folglich ist es auch möglich eine eingeschlossene Luft — z. E. die Luft in den Stuben und Wohnungen zu verbessern. Und hier ist das Räuchern von großen Nutzen. Man bedienet sich dazu Schießpulver, und verschiedene Zusammensetzungen von Harzen, Gummi und allerley Vegetabilien. Wenn man aber bedenket, daß es hier nicht auf den Wohlgeruch, sondern darauf ankömmt, die Luft in Bewegung zu setzen, und dieselbe von fremden Theilen und animalischen Ausdünstungen zu reinigen, so scheint mir

*) L'Art de faire cesser la peste, par Msr. Laugier.

mir ein Flammenfeuer dazu angemessener zu seyn. Die empyrevmatischen und flüchtigen Salztheile des Rauchs legen sich an den Wänden und Decken an, und durch ihre der Fäulniß widerstehende Kraft, bewahren sie die Luft desto länger für Verderbniß. Daß dieses wahr sey, will ich durch ein Beyspiel erläutern. Bey meinen vielen Reisen durch Rußland, habe ich mich ofte gewundert, wie es möglich seyn könne, daß eine so große Menge Menschen in einen so kleinen Behältnisse als unsere so genannten Schwarzstuben auf den Dörfern sind, gesund leben könne! Ich suchte die Ursache davon auf, und fand sie in dem täglichen Flammenfeuer und Rauche, der alle faule Dünste zertheilet, und noch so viele fuliginöse Theile an den Wänden nachläßt, die auf 24 Stunden die Luft für faul werden, schützen. Ich habe demnach deutlich anmerken können, daß an einigen Orten, wo der Adel für ihre Unterthanen nach ausländischer Art, hat Häuser bauen lassen, es auf Kosten der Gesundheit der Einwohner derselben gewesen sey. So lange also, als bey unserm Landmanne es Gewohnheit ist, daß Eltern mit ihren verheiratheten zahlreichen Kindern, und Kindeskindern ungetrennt zusammen wohnen und eine Familie ausmachen, so lange auch sind bey uns die Rauchstuben von

großen

großen Nutzen zur Erhaltung der Gesundheit des Landmannes. Daher habe ich jederzeit das Anzünden einiger Hände voll dünner Späne (Luczina) in der Absicht die Luft in den Quartieren unserer Soldaten zu verbessern, angerathen. Man wiederholet es zu verschiedenen malen des Tages, und macht dabey die Fenster und Thüren los. Zu gleicher Absicht dient ein trockener Wacholderstrauch, wenn man ihn hafhaft werden kann. Man pflegte auch zur Verbesserung der Luft, Eßig auf glühende Steine zu gießen. Nach meiner Meinung bringt dieser Qualm mehr Nachtheil als Nutzen, denn jede wässerichte Feuchtigkeit nimmt ihr ihre Spannkraft, und sie wird dadurch weniger zum Athemziehen geschickt gemacht. Daher denn die wenigen Eßigtheile, die in dem schlechten Eßig vorhanden sind und welchen man zu diesen Gebrauch nimmt, nicht so viel die Luft verbessern, als die wässerichten feuchten Dünste dieselbe verderben können. Bey dieser Gelegenheit, da ich doch von der Verbesserung der Luft rede, liegt mir ein Wunsch auf dem Herzen, den ich zur Erhaltung der Gesundheit, unserer Soldaten gerne möchte in Erfüllung gebracht sehen! Es betrift die Zelter unserer Krieger. Wer den Sommer über seine Nase in ein solches Zelt gestochen, wird bekennen, daß

nichts dem faulen Geruche gleichet, der in einen so engen Raume eingeschlossen ist. Der Innhalt unserer Zelter ist = 150 Kubickschuh, und dieses Behältniß ist auf 12 Mann bestimmt. Also kommt auf jeden Mann nur ein Kubick-Arschin Luft, worinn er athmet, wie bald ein so kleines Volumen Luft mephitisch werde, ist nach physischen Gründen bekannt. Um wie vieles würde die Gesundheit unserer Soldaten gewinnen, wenn die Zelter höher wären! Sr. Excellenz der Herr General Melezino führeten im vorigen Kriege bey der Artillerie runde hohe Zelter nach Art der türkischen ein, der Nutzen war davon für die Gesundheit unserer Leute so auffallend, daß ich mich unterstehe, dergleichen bey allen Regimentern, anzurathen. Ich möchte aber, daß oben an der Stange eine Arschin herunter die Spitze des Zeltes offen gemacht würde. Diese Oefnung könnte man leicht durch eine Klappe nach Art der kalmückischen Kibitken bey Regenwetter schließen. Dadurch würde die Luft jederzeit rein bleiben und der Luftzug würde bey brennender Hitze zugleich zur Erfrischung und Kühlung dienen.

§. 46.

In Speise und Trank muß die Mäßigkeit beobachtet werden. Ich habe schon ofte gesagt, daß

daß der Zustand der Anfüllung zur Aufnahme des Pestgifts am fähigsten sey, daß die Vollblütigsten, Gesundesten, die Trinker und Schwelger, am leichtesten angesteckt wurden. Man hüte sich also das Gleichgewicht zwischen den festen und flüßigen Theilen des Körpers, welches zur Erhaltung der Gesundheit so nothwendig ist, durch Ausschweifungen in der Diät zu zernichten. Es ist ein schädliches Vorurtheil, daß man glaubt zur Pestzeit den Körper durch den Gebrauch starker Getränke für der Seuche zu schützen. Der mäßige Genuß derselben mag immer bey schwächlichen Leuten seinen Nutzen haben, es befördert den Kreislauf der Säfte, reizet die Verdauungstheile und öfnet die Absonderungswege. Der Mißbrauch davon ist aber jederzeit schädlich, und wird es um so vielmehr, aus vor erwehnten Gründen zur Zeit der Seuche. Unser Soldat hat einen Hang zur Völlerey. Das Soldatenleben bringt es so mit sich. Man suche ihn davon abzuhalten. — Thierische Speisen werden in der Pest für schädlich gehalten, dahingegen rühmt und räth man Speisen aus dem Pflanzenreiche, säuerliche Gerichte und Getränke an. Mir deucht diese Vorschrift ist nicht bestimmt genug, und damit kein Nachtheil daraus entstehe, so dienet zu wissen, daß alles dieses

nur statt finde bey blutreichen, starken gesunden Personen. Schwächliche verdienen hierinn eine Ausnahme. Denn die Erfahrung lehrt, daß Leute, die schwache Verdauungstheile haben, einen großen Ueberfluß von Säure im Magen bey sich führen, würde man diesen nun eine solche Lebensart anrathen, sollten sie bloß vegetabilische und saure Speisen genießen, und saures Getränk dabey trinken, so würde es ihrer Gesundheit sehr nachtheilig seyn. Sie mögen also bey Fleisch und Fisch und allem was ihnen schmeckt und bekömmt, bleiben, wenn sie versprechen mäßig alles dieses zu genießen. In Rücksicht Speise und Tranks ist unser Soldat glücklicher als irgend Einer der europäischen Mächte es seyn kann. Welche vortrefliche Einrichtung unserer Tischgesellschaften! (artel) Vermöge dieser weisen Anstalten, genießet er täglich zweymal warme Speisen, die er sich sehr schmackhaft zuzurichten weiß. Er ist ein guter Kräuterkenner, den ganzen Sommer über sammlet er sich darzu allerley Kohlkräuter nahe um die Lagerplätze, und kocht diese an seiner Suppe. Diese Gewohnheit ist sehr zu loben, da er aber auch den ganzen Winter an Sauerkraut gewohnt ist, und ohne denselben nicht einen Tag fast seyn kann, so wäre zu wünschen, daß wenn die Ar-

mee in solchen Gegenden jenseit der Grenzen sich befindet, wo man keinen Sauerkohl habhaft werden kann, daß sage ich, es zu wünschen wäre, unsern Soldaten diese so heilsame und seiner Gesundheit zuträgliche Winterspeise, die wegen ihrer der Fäulniß widerstehenden Kraft, durch den Weltumsegler Cook so sehr in Ruf gekommen, zu verschaffen. Man könnte ihn trocknen, wie man es in England thut und so den Vorrath transportiren. Seine Gesundheit würde dadurch um vieles gewinnen, denn ich weiß mich zu erinnern, daß, da wir 1771 im Frühjahre den faulen Seescorbut bemerkten, wir keine vegetabilische Speisen ausfündig machen konnten, um den Zustand der Säfte bey unsern Kranken dadurch zu verbessern. Doch wieder auf die Kochkunst unserer Soldaten zu kommen. Ich finde doch darinn was zu tadeln, nemlich ihre Fischsuppen (ucha). Es ist bekannt, daß Fische vielen überflüßigen Schleim mit sich führen, welcher der Gesundheit schädlich ist; dieser Schleim bleibt beym kochen meistentheils in der Brühe, die man weggießt, damit aber die Fische noch unschädlicher werden möchten, so salzet man sie stark. Und so pflegte man Fische zu kochen, um Fische zu essen. Wenn aber im Gegentheil unsere Leute die Fische kochen um die Suppe davon zu essen, so salzen sie, da-

mit die Brühe schmackhaft und eßbar seyn möchte, zu wenig, und da sie Suppen und Fische geniessen, so bleibt alle Klebrigkeit ohne die geringste Verbesserung darinne. Daher die Vorgesetzten darnach sehen müssen, daß dergleichen Speisen nicht ofte und im Ueberfluß gegessen werden. Vielleicht war auch dieses die Ursache, daß auf hohen Befehl die Flußkarpen *) (sasan) aus der Donau, die unsere Leute in Menge fingen, zu essen verboten wurden.

§. 47.

Unsere Lehrbücher sagen, daß wenn der Mensch gesund seyn soll, so muß zwischen Schlafen und Wachen ein genaues Ziel festgesetzet werden. Der Schlaf ist schwächlichen Leuten zuträglich, weil die Verdauung darinn besser vor sich gehet, Vollblütigen im Gegentheil schädlich weil sie blutreicher darnach werden. So was sagen unsere Lehrbücher. Im Felde läßt sich davon wenig Gebrauch machen, da schläft man, wenn der Dienst es erlaubt. Unser Soldat ist gewohnt, wenn er es haben kann, nach der Mahlzeit zu ruhen. Auch unser Bauer läßt sich seinen Nachmittagsschlaf nicht nehmen, er arbeitet

*) Cyprinus barbo Linnaei.

tet davor eine Stunde länger, oder arbeitet dann rascher, weil er mehrere Kräfte gesammlet hat. Da dieses also eine Landessitte ist, und auf die Gesundheit keinen Einfluß hat, so erlaube man es ihm, so bald er Muße dazu hat. Wenn er aber aus Müßiggang und langer Weile schläft, so müssen die Vorgesetzten ihn daran hindern, denn dieses ist der Gesundheit, besonders zur Pestzeit sehr schädlich.

§. 48.

Nichts ist unserer Gesundheit nachtheiliger, als Verstopfungen des Leibes. Unzähliche Krankheiten und Zufälle haben hierinn ihren Grund. Die tägliche Oefnung des Leibes ist also zur Pestzeit, eine Sache von Wichtigkeit. Gemeiniglich sind diejenigen, die den Zunder der Ansteckung schon in ihren Säften führen, wo das Gift aber noch keine tumultuarische Bewegung erreget, das heißt: wo das Pestfieber noch nicht eingetreten, sondern sich durch Niedergeschlagenheit und Mißmuth meldet, gemeiniglich sind dergleichen Leute verstopft. Wie leicht würde ihnen in diesem Zeitpunkt noch zu helfen seyn! wie vieler Gefahr könnte man durch ein Laxiermittel vorbeugen! Jetzt da das Gift den ersten Angrif auf die Galle thut, und alle Lebenskräfte noch un-

zerrüttet sind, wie leicht ließe es sich noch wegjagen, wenn man auf diese natürliche Verrichtung aufmerksamer wäre! Es wäre also nothwendig, daß unsere Leute täglich durch die Compagnie-Feldscheerer (Zirulnick) darnach befragt und untersucht würden. Unser Soldat ist eben so wenig geneigt, als Jeder andere, so lange er gesund ist, Gebrauch von Arzeneyen zu machen! Wer kann es ihm verdenken? Von Vorbeugungsmitteln gegen Krankheiten will er nichts wissen. Zur Pestzeit glaube ich aber, daß es die Nothwendigkeit erfordere, ihn dazu anzuhalten, und daß bey Vollblütigen, Blutreichen eine Aderlaß angestellet, ja dann und wann ein Laxiermittel gereichet würde. Letzteres könnte ohne seine Gesundheit zu zerrütten, alle 14 Tage wiederholt werden. Die Erfahrung, die ich vom kievschen Infanterieregimente oben beygebracht *), läßt mich davon großen Nutzen hoffen. Sollte und könnte er auch die Ansteckung nicht vermeiden, so würde man dadurch zum wenigsten so viel gewinnen, daß die Pest nicht bösartig und tödlich würde, und dieses wird sie gewiß nicht, so lange der Darmcanal rein ist. Bey dieser Gelegenheit halte ich es für meine Pflicht junge Wundärte zu

war-

*) Siehe die Uebersicht.

warnen, mit den Präservativ-Abführungsmitteln Vorsicht zu gebrauchen. Da heißt es von Seiten des Hülfsbedürftigen: Ich habe eine sehr starke Natur — ich bin sehr schwer zum Laxiren zu bringen. Und nun mißt der Wundarzt nach diesem Maasstab eine Gabe ab, die den gesundesten Körper auf eine Zeitlang krank macht und manchmal wohl gar von üblen Folgen seyn kann. Viel füglicher und der Natur angemessener erreicht man in dergleichen Fällen seinen Endzweck, wenn man solchen Personen das in kleinen wiederholten Gaben nehmen läßt, (per epicrasin) was sie gewohnt waren, auf einmal zu nehmen. Die Verdauungstheile leiden nicht dabey, man wird an seinen Verrichtungen dadurch in Nichts gestöhret, und doch erfolgen hinlängliche Ausleerungen, bald früher bald später darauf.

§. 49.

Die Thätigkeit ist für die Gesundheit eines jeden Menschen zuträglich, besonders aber dem Soldaten. Sie befördert die Ausdämpfung, stärkt die Fasern, macht Eßlust und dergl. Das Ueben in den Waffen, wenn es des Morgens und Abends im kühlen unternommen wird, hat daher seinen großen Nutzen. Es schützt die Säfte für Fäulniß, und bringt wie jede mäßige

Be-

Bewegung, Schweiß hervor. Es hängt zur Pestzeit vieles davon ab, die Ausleerungswerkzeuge der Haut offen zu halten, denn ist der Körper zum Schweiß geneigt, so hat man keine Anfüllung so leicht zu erwarten; das Gleichgewicht der Säfte bleibt, und das Ueberflüßige dämpft weg. Daher denn auch das Baden im Flusse während der Seuche nicht genug anzurühmen ist, es dient nicht allein zur Reinlichkeit, die so nothwendig ist, es stärket nicht allein den Körper, sondern der erquickende Schweiß, der darnach entstehet, bringt allen Krankheitsstoff aus dem Körper weg. Ich rathe daher unsere Leute zur Pestzeit täglich dazu anzuhalten, sich im Flusse oder See zu baden, erlaubt es aber die Gegend nicht, hat man nur zu seiner Bedürfniß Brunnenwasser, so lasse man sie sich begießen. Das Begießen kann auch in den Quartieren zu Winterszeit statt finden. Weil das Baden oder Begießen mit Wasser ein Haupt-Vorbeugungsmittel gegen die Seuche ist, so lasse man es ja nicht aus der Acht. So unangenehm es ist, um so viel heilsamer ist es zur Erhaltung der Gesundheit.

§. 50.

Sagar erwähnet eines bösartigen Fiebers (Amphimerina hungarica) welchem durch das

täg-

tägliche Electrisiren vorgebeuget ward. Es ist zu beklagen, daß die medicinische Electricität, so wenig in der ausübenden Arzeneykunst angewandt wird. Ihr Nutzen ist nicht zu verkennen, und da sie auf den Schweiß wirkt, durch ihre Erschütterung den Krankheitsstoff zerstöret, und unsere Nerven reizet, so könnten ähnliche Versuche als Sagar, beygebracht hat *) auch zur Zeit der Pest von Nutzen seyn. Dieses wird aber so lange unter die frommen Wünsche gehören, so lange Italiener und Landstreicher elende Maschinen verfertigen, und zum Verkauf feil bieten, und geschickte Künstler die Ihrigen sehr theuer verkaufen, die zudem, wenn man keine Kenntniß, von derselben Einrichtung hat, und nicht hinlängliche Gründe der Electricität besitzt, sehr bald unbrauchbar werden. Es wäre zu wünschen, daß angehende Wundärzte Unterricht von diesem praktischen Theil der Experimentalphysik erhielten. Der Mechanismus solcher Maschinen ist so einfach, daß man sich dieselben alsdenn mit geringen Kosten selbst verfertigen oder unter seinen Augen verfertigen lassen könnte. Ich will nur im Vorbeygehen berühren, daß es bey der Einrichtung einer Maschine zur medicinischen Electricität

*) Historia morbi epidemici.

tricität alles darauf ankommt, daß die Oberfläche des Leiters (conductor) hinlänglich groß sey, doch aber nach Proportion des Glases, denn es findet hier auch ein zu großes statt. Man bestimmet am besten die Größe des Leiters durch Versuche. Ferner, daß das Reibzeug isolirt, und der Funkenzieher, womit man den Kranken electrisirt, durch eine Kette mit dem Küssen in Gemeinschaft stehe. Wenn man sich dieses einfachen Apparats bedienet, so kann man aller Erschütterungsflaschen leicht entbehren, die ohne dem nicht jeder Kranke vertragen kann. Auf die Art bringet man durch einen mäßig großen Glascylinder oder Kugel Funken von der Länge einiger Zolle hervor.

§. 51.

Endlich komme ich zu den Gemüthsbewegungen, unter denselben, ist die Furcht, diejenige, welche in der Pest eine große Rolle spielt. Eines elenden Todes sterben — von schrecklichen Erscheinungen und Aufzügen tägliche Beyspiele vor Augen zu haben — links und rechts zur Seiten, Bekannte und Freunde dahin fallen, und plötzlich sterben zu sehen, ist eine Sache, wofür auch der unerschrockenste Held zittert. Und doch rathen unsere Lehrbücher Heiterkeit und mun-

munteres ruhiges Gemüth zu haben, an. Erlauben sie mir, meine Herren! eine Frage zu thun? Sind Trostgründe hinlänglich und hilft, Muth einzusprechen, wenn die Menschheit leidet? Ich glaube Nein! — alles was ich Furchtsamen zu ihrer Aufrichtung sagen kann ist dieses: daß aus Furcht Niemand die Pest bekömmt; daß vielmehr die Furcht die Mutter der Vorsicht sey, und folglich timide Leute der Ansteckung weniger ausgesetzet sind, weil sie sich weniger allen Verdächtigen nahen, als dreiste, beherzte und verwegene Menschen. Diese Erfahrung habe ich nicht allein vielfältig an andern gemacht, ich selbst bin davon ein Beyspiel, weil ich selbst zu der Zeit sehr furchtsam gewesen bin. Wie vorsichtig prüft ich nicht jeden Schritt — jede Handlung — ob nicht irgend was Nachtheiliges und Verdächtiges darinne für meine Gesundheit wäre! Ich denke, lieber sich fürchten, und dabey sich für der Ansteckung und Gefahren in Acht nehmen, als beherzt und verwegen seyn und sich dadurch derselben aussetzen. Zur Pestzeit leiden Personen von hohen und mittleren Stande am meisten an Gemüthsbewegungen, sie werden wohl gar krank, und ihre Zufälle haben viel ähnliches mit der Pest. Ich bin selbst in dieser Lage gewesen und habe sie öfters bey andern beobachtet. Der

Kranke

Kranke beklaget sich über eine Schwere, Mißmuth, Schauer und abwechselnde Fieberhitze mit Kopfschmerzen, stellen sich dabey ein. Er fühlt Stiche in den Weichen und andern Gegenden des Körpers die bald vorüber gehen, und viel ähnliches mit flüchtigen rheumatischen Schmerzen haben. Der Mund ist manchmal trocken, der Schlaf unruhig mit schreckenden Träumen und Auffahren begleitet. Manchmal stellet sich ein willkührliches Erbrechen ein, die Eßlust mangelt ohnedem. Nach Mitternacht, manchmal auch wohl erst am 2ten Tag hebt ein wohlthätiger Schweiß alle Zufälle, dieses ist der Gang einer Krankheit oder vielmehr einer Unpäßlichkeit, die ihren Grund blos in einer lebhaften Vorstellungskraft hat. Auf alle verdächtige Fragen, die hier der Arzt und Wundarzt thut, antwortet der Kranke mit so vieler Ungewißheit und Bedenklichkeit, als wenn er dergleichen Zufälle vielleicht — vielleicht auch nicht hätte, daß einen warm dabey wird. Ich habe bemerket, daß diesen Zufällen besonders Personen unterworfen waren, die das Unglück gehabt hatten, daß irgend Jemand von den sie Umgebenden, unvermuthet die Pest bekommen, und daher in ihren Quartieren eingesperrt gehalten wurden. So quälte ich mich gleichfalls einge-

eingesperret mit dem Gedanken, ich hätte das Pestgift schon im Körper, als mein Bedienter, der mit mir in einer Stube schlief, alles was ich nur um mich sah, in den Händen gehabt, ja den Abend mir das Bett noch gemacht hatte, als sage ich, dieser Mensch des Morgens mit einer Pestbeule erschien, nachdem er die Nacht, im Schlafe sehr getobet hatte. Ein andermal habe ich an diesen Zufällen stark gelitten, da ich hinter dem Lager unter Ismail von einem wütenden Pestkranken, der abgesondert in ein Zelt verlegt war gewesen, weil er mir verdächtig schien, verfolgt ward; ich rettete mich zwar mit der Flucht, er war aber so nah an mir, daß da ich allein war, ich viele Mühe hatte mich durch verschiedene Wendungen, meiner Haut zu wehren, bis er mir endlich tod zu Füßen fiel. Ungeachtet er mich nicht berühret hatte, so war ich dennoch von Schrecken so sehr benommen, daß ich kaum das Lager erreichen konnte. Ich glaubte sein Schnauben beständig zu hören, seine Gestalt war mir beständig vor Augen, endlich legte ich mich ins Bette, und überredete mich alle Zufälle und Kennzeichen der Pest zu fühlen, bis den andern Morgen alle ängstliche Vorstellungen mit einen Schweiß verschwanden. Bey dieser Art Kranke muß der Arzt oder Wundarzt auf

seiner Hut seyn, und alle seine Beredsamkeit anwenden, denn sie haben immer Zweifel, und diese Zweifel sollen durch befriedigende Antworten gehoben werden, und da giebt es wieder neue Zweifel, und so bis ins Unendliche. — Bey dieser Gelegenheit halte ich es für nöthig die Wundärzte zu warnen, der Wunsch — das Anliegen dieser Personen — das Ende ihrer Furcht bestehet immer in der Bitte, bey der Obrigkeit zu vermitteln, daß die Quarantainezeit verkürzet werden möchte. Ist er nun zu nachgebend, so kann dadurch in Rücksicht der Domestiquen Unglück entstehen, denn so bald der Herr seine Freyheit erhält, so nehmen dergleichen Leute sich selbige ebenfalls. Beyspiele davon schweben mir noch in frischem Gedächtniß.

§. 52.

Furchtsame Leute von hohen und mittelerem Stande pflegen am meisten unser einen um Vorbeugungsmittel zu fragen und zu quälen. Bald nehmen sie ihre Zuflucht zu Amuleten — abergläubischen Zetteln, bald zu ausländischen Quacksalbereyen und geheimen Mitteln von theuren Preisen. Man sieht es, und muß es mit kaltblütigen Augen sehen, wohl auch manchmal mit Kopfnicken ja dazu sagen, ob man gleich davon

anders

anders denkt. Man lasse sie immer bey ihren Zutrauen, so lange diese Quacksalbereyen, Alfanzereyen und Aberglauben unschuldig sind. Sie beruhigen das Gemüth auf eine Zeitlang; wer wollte so unbillig denken und ihnen durch Ueberführungen und Widersprechen ihre Zufriedenheit rauben? Mögen sie immer bey ihren Glauben an ihre Panaceen bleiben. Nur vergesse man nicht sie zu warnen, daß sie sich ja nicht auf dergleichen Mittel zu sehr verlassen, und sich damit bewafnet in die Gefahr der Ansteckung begeben möchten. Man rathe ihnen lieber an, alle Gemeinschaft, allen Umgang mit Verdächtigen zu meiden, keine Kirche, keine öffentliche Zusammenkunft zu besuchen. Das Gesicht, die Hände oft mit Eßig zu waschen, sich zu baden, oder mit Wasser begießen zu lassen. Für tägliche Leibesöfnung, und freye Ausdämpfung zu sorgen, auch jederzeit die Füße für kalt werden zu schützen, und endlich Mäßigkeit im Genusse aller thierischen Bedürfnisse zu beobachten. Dabey lasse man sie den trostreichen Gedanken hegen, der durch so viele Erfahrung bestätiget ist, daß Leute die sich Bequemlichkeit geben können, deren Säfte nicht so sehr zur Fäulniß geneigt, wie bey dem gemeinen Mann, daß dergleichen Personen auch nicht so leicht der An-

steckung ausgesetzet zu seyn pflegen. Und sollte es zufälliger Weise sich treffen, daß sie angesteckt würden, so überstehen sie die Pest leichter und ohne Gefahr wenn anders sie sich der gehörigen Mittel dawider bedienen.

§. 53.

Zum Beschluß will ich noch der Ordnung gedenken, die angewand werden muß, wenn Jemand in einem Hause an der Pest befällt. So bald der Pestwagen ankömmt, so muß durch die dabey bestellten Leute, alles was dem Kranken an Kleidung angehöret, mit demselben zusammen gebunden weg geführet werden. Sachen aber von Wichtigkeit, so sich in der Stube befinden, Sachen die der Kranke nicht unmittelbar berühret hat, werden von diesen Leuten in ein besonderes Zimmer getragen. Alles übrige, was von weniger Erheblichkeit ist, wird herausgeschleppet, und stehendes Fußes verbrannt. Die Stube wird nun durch ein Flammenfeuer oder mit dem unten vorkommenden Räucherpulver gereiniget, die Fenster geöfnet, die Thür aber davon verschlossen. Alles dieses verrichten die Krankenführer, die übriggebliebene Gesunde verfügen sich darauf in eine andere Wohnung, oder wenn das Haus geräumig genug ist, in ein

anderes Zimmer, bevor sie sich dahin begeben, wechseln sie ihre Kleidung, waschen sich mit Eßig und machen Gebrauch von den Vorbeugungsmitteln; erlaubt es die Jahrzeit, so ist es angemessener, unter einem Zelte sie zu halten. Zu Winterszeit muß ihre Wohnung luftrein gehalten werden, daher sie denn auch ja nicht eng zusammengepreßt seyn dürfen. Da sie eingesperret leben, so muß ihnen alles Nothwendige gereichet werden, und wenn sie dergestalt 14 Tage gesund verbleiben, so kann man sie dreist an ihre Verrichtung gehen lassen. Wenn man nach dieser Vorschrift verfährt, so kann kein neuer Zunder der Ansteckung auf den Körper wirken. Das Gift aber aus der vorigen Wohnung würde, wenn der Körper es in sich aufgenommen hätte, nicht so lange ruhig geblieben seyn. Was aber die nachgelassenen Sachen der vorigen Wohnung betrift, so dürfen sie nicht eher als nach 6 Wochen berühret werden und dieses mit der größesten Vorsicht, wie von einer auf allerhöchsten Befehl niedergesetzten Commission in Moscau ist festgesetzet worden. Die Wohnung, nachdem darinnen 6 Wochen hindurch, die Fenster offen gewesen, damit die Luft hat durchstreichen können, wird mit folgenden Räucherpulver in allen Ecken und Winkeln durchgeräuchert.

Nimm fein gehackte Wacholderblätter.
geraspeltes Franzosenholz.
gestossene Wacholderbeeren.
Weitzen Kleyen von jeden 6 ℔.
gepülverten Salpeter 8 ℔.
gepülverten gelben Schwefel 6 ℔.
Myrrhen 2 ℔.

Mische es nach den Regeln der Kunst zum Räucherpulver.

℞. Fol. Junip. minut. incis.
Rasur. L. Guajaci.
Bacc. Juniper. cont.
Furfur tritic. aa ℔vj.
Nitri crud. pulverisat. ℔viij.
Sulphur citr. pulverisat. ℔vj.
Myrrhae ℔ij.
msc. f. l. a. pulv. fumal.

Mit vorstehendem Pulver werden auch die Möbeln, Sachen, Kleider und andere nicht feine Sachen geräuchert. Sachen von Werth, zarte und gefärbte Seidenzeuge, werden, nachdem sie eine Zeitlang aus den Kisten genommen und ausgewittert worden sind, mit nachstehendem wohlriechenden Pulver geräuchert. Nimm also
zerschnittene Calmuswurzel 3 ℔.
Weyrauch 2 ℔.

Bern=

Bernstein 1 ℔.
Styrax.
Rosenblätter von jeden ½ ℔.
Myrrhen 1 ℔.
gepülverten Salpeter 1½ ℔.
gestoßenen gelben Schwefel ½ ℔.

Mische es nach den Regeln der Kunst zum Räucherpulver.

℞. Rad. calam. arom. inc. ℔jjj.
Gum. olibani ℔ij.
Succin. ℔j.
Storacis.
Flor. Rosar. aa. ℔ß.
G. Myrrh. ℔j.
Nitri crud. ℔jß.
Sulphur. citr. ℔ß.
m. f. l. a. pulv. fumal.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Minderer, Johannes Martinus

Abermal ein Beytrag zur Kenntniß und Heilung der Pest Aerzten und Wundä
rzten bey der russisch-kaiserlichen Armee gewidmet

Riga 1790

Bamberg, Staatsbibliothek -- M.o.527#2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11825401-3